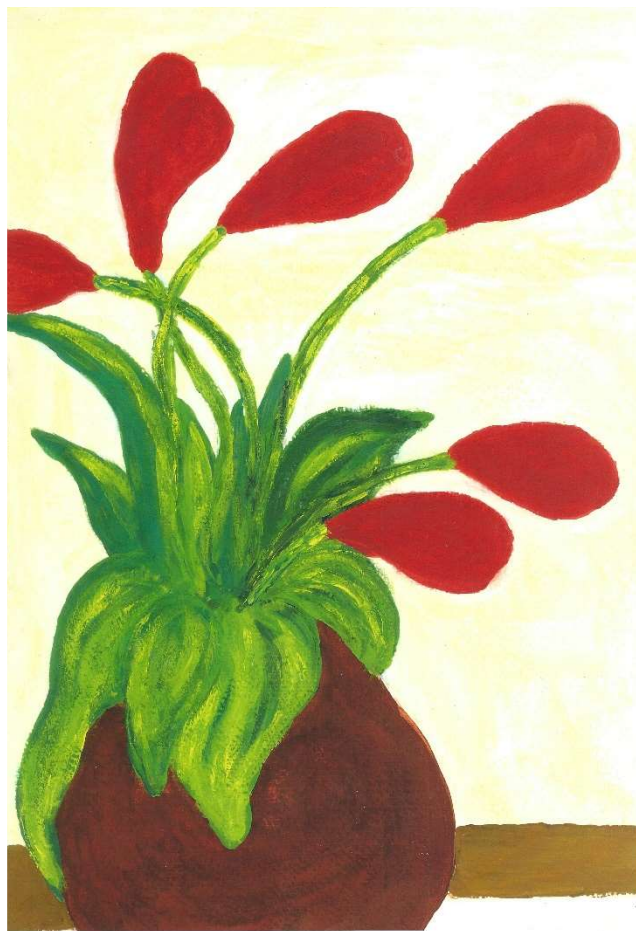


Veilchen



Inhaltsverzeichnis

- S. 3 Lesetagebuch Januar bis März 2021 [Andrea Herrmann]
- S. 9 Literatur unter Bäumen – Lesen am See
- S.11 Frühling [Helga Licher]
- S.12 Mein Stück des Himmels [Laura Maria Pellizzari]
- S.14 Der Maulaff [Christine Hidringer]
- S.16 Neues Leben [Frank Knollmann]
- S.19 Ein angenehmer Zeitgenosse [Karl Farr]
- S.20 Selbsterfahrung nach Nierenflucht [Peter Biro]
- S.23 Mondbild / Frühlingsbeginn [Edda Gutsche]
- S.24 Der Träumende [Frank Dietrich]
- S.25 Mär [Pawel Markiewicz]
- S.27 Inspiration [Esther Bystrek]
- S.28 Vergangene Zeit [Gert Knop]
- S.29 Rezension: „Die Kunst der Bestimmung“ von Christine Wunnicke [Andrea Herrmann]
- S.31 Rezension: „Der Duft der Zuckerpflanze“ von Jörg Petersen [Andrea Herrmann]
- S.32 Wettbewerbe [Andrea Herrmann]

Liebe Leserin, lieber Leser,

endlich kommt der Frühling mit Tulpen, blauem Himmel und Sonnenschein! Am Bodensee gibt es auch Literatur unter Bäumen.

Viel Spaß beim Lesen!

Andrea Herrmann

Titelbild: „Frühlingstulpen“ von Esther Bystrek

Das „Veilchen“ erscheint alle drei Monate und kann gegen 4,20 € in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag).

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o A. Herrmann, Daimlerstr. 121, D-70372 Stuttgart oder per E-Mail: veilchen@geschichten-manufaktur.de

Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie kostenlos auf der Webseite:

<http://www.geschichten-manufaktur.de/archiv.htm>

Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.

Die Rechte an den Texten liegen bei den Autoren.

Lesetagebuch

Januar bis März 2021

Im Frühlingsquartal begegnete mir eine Menge Magie: Die Magie der Namen, ein Schutzengel, Gedankenlesen, aber auch Künstliche Intelligenz, echtes Leben und Sterben, Krankheit und Entfremdung.

Charles R. Saunders ist tot. Er ist nicht nur der Gründer einer neuen Fantasy-Gattung, sondern war mein langjähriger Brieffreund. Durch Wikipedia musste bzw. konnte ich erfahren, warum er nicht mehr schreibt: [https://en.wikipedia.org/wiki/Charles R. Saunders](https://en.wikipedia.org/wiki/Charles_R._Saunders). Grundsätzlich hätte es ja auch sein können, dass wegen Corona Briefe nicht angekommen wären. Ich werde seine langen, tief sinnigen und immer anregenden Briefe vermissen! Wir diskutierten über Literatur, Politik und das Leben im Allgemeinen. Es gibt heutzutage nicht mehr viele gute Briefeschreiber. Heutzutage haben Nachrichten ja nur noch 120 Zeichen und werden nicht mal mehr Korrektur gelesen.

Im Juli 2015 (Ausgabe 50) hatte ich seinen legendären Roman „Imaro“ rezensiert, der als erster des Genre „Soul and Sword“ gilt, eines Fantasy-Genres, das afrikanische Legenden verarbeitet. Zum Andenken wiederhole ich hier diese Buchbesprechung:

„Imaro“ von Charles R. Saunders ist ein englisches Buch, das es außerdem noch auf Französisch gibt. „Imaro“ bildet den Anfang einer Fantasy-Serie, die in Afrika spielt, und entstand aus sechs zeitlich aufeinander folgenden Kurzgeschichten. Imaro ist das ‚child of no father‘, ein Sohn ohne Vater, der im Kindesalter von seiner Mutter ihrem Stamm übergeben wird, damit man ihn zum Krieger erzieht. Doch die Ilyassai behandeln ihn schlecht. Er muss sich mit den Fäusten wehren und wird zu einem unglaublich starken Krieger, der schließlich verstoßen wird.

Er irrt umher, findet und verliert Freunde, durchwandert verschiedene Landschaften und lebt in vielen Stämmen. Er bewohnt mit den Ilyassai die gelbe Grassteppe am Fluss Tamburure, dann mit deren Gegnern, dem Fischervolk grüne Wiesen, anschließend mit dem Waldvolk den Wald, mit den entlaufenen Sklaven und Verbrechern das Land der Felsen.

Zahlreicher und mächtiger als seine Freunde sind jedoch seine Feinde, z.B. der Zauberer Chitendu. Neid und Magie bedrohen Imaro. Auch als es scheint, Imaro habe bei einem Räubervolk von Ausgestoßenen Gleichgesinnte und seine Heimat gefunden, ist dies wieder nur vorübergehend. Als sich herausstellt, dass die böse Magie ihn verfolgt, wenden sich seine Leute von ihm ab und einem anderen Anführer zu. Imaro wurde von Ausgestoßenen ausgestoßen! Und er ist wieder heimatlos.

Diese Heimatlosigkeit und Einsamkeit zieht sich als Leitthema durch die Geschichte. Am Ende lässt der Autor uns mit Imaro mitten im Dschungel stehen! Um zu erfahren, wie es weitergeht, ruft der zweite Band: ‚Quest for Kush‘. Als nächstes steht für Imaro an, nach Tanisha zu suchen, seiner großen Liebe, die verschleppt wurde und deren Spur er nun folgt. Das ist das einzige, wofür es sich für ihn noch zu kämpfen lohnt, nachdem er alles verloren hat.

Der Erzählstil mit seinen eindrücklichen Bildern und Schlachtenszenen lässt mich an irische Heldenballaden denken. Der Roman ist ein Loblied auf Ehre, Mut und Treue. Gemischt ist diese starke Sprache mit afrikanischen Vokabeln und Namen.

Also: eine afrikanische Heldenballade über einen körperlich starken, emotional einsamen Krieger. Fantasy mit Schwert und Zauberei, Löwen und Kriegerstämmen in Zelten.“

Die gedruckte Version des Buchs von 2007 wird bei Amazon und bei Ebay teuer gehandelt (für 50€ und mehr!), doch 2014 kam das Buch als E-Book und Hörbuch neu heraus. Ich habe mir die englische, ungekürzte Hörbuchfassung gegönnt, die 11,5 Stunden Action enthält.

Charles R. Saunders: „Imaro“, Audible Studios, 2014, ASIN: B00NTQ5JEY

<https://en.wikipedia.org/wiki/Imaro>

Der Fantasy-Roman *„Die Magie der Namen“* von Nicole Gozdeh kreist um die Frage der Identität eines Menschen. Welche Rolle spielt ein Name? Was, wenn man keinen Namen tragen darf, nicht ein Mal einen Schimpf- oder Spitznamen? Wenn man nichts als eine „kleine Nummer“ ist?

In einer Welt der Wiedergeburt der Seelen macht es tatsächlich wenig Sinn, wenn Kinder bei ihren Eltern aufwachsen und von ihnen einen Namen erhalten, da sie doch eher herausfinden sollten, welchen Namen und Beruf sie im vorherigen Leben trugen. Möglichst früh werden die Kinder in dieser Welt von den Eltern getrennt, um in Internaten aufzuwachsen – durchnummeriert in der Reihenfolge ihres Zugangs. Bis sie dann am Ende der Schulzeit mit sechzehn Jahren am Namensgebungstag ihre Identität und ihr Schicksal erfahren. Nummer 19 kann diesen Tag kaum erwarten, hofft er doch insgeheim, ein berühmter Krieger oder andere Persönlichkeit zu sein. Doch sein Name lautet „Tirasan Pasario“. Die zweiteiligen Namen sind normalerweise den wichtigen Personen vorbehalten, doch diesen Namen hat noch keiner gehört. Liegt hier ein Irrtum vor? Gibt es diesen Namen überhaupt?

Während seine Schulkameraden nun wissen, dass sie die Wiedergeburt bekannter Helden sind wie Krieger Rustan, Magierin Nelia, Händler Baro und Sängerin Alira, oder auch einfach nur irgendein Handwerker, bleibt Tirasan ratlos: Wer bin ich? Die Begabungstests zeigen keine besonderen Fähigkeiten auf. Und so macht er sich, begleitet von neuen Freunden, auf den Weg zum Namensarchiv in der Himmelsburg. Diese traditionelle Reise zu sich selbst gerät gefährlicher als üblich. Zunächst stürzt ein Blumentopf beinahe auf Tirasan, dann erfolgen mehrere Angriffe durch gedungene Soldaten. Was ist hier los?

Als Tirasan sich schließlich beim Namensarchiv meldet, wird er sofort wegen Betrugs verhaftet. Seit 1200 Jahren ist Tirasan Pasario nicht mehr wiedergeboren worden, und mächtige Leute warteten nur darauf, sein verwaistes Erbe unter sich aufzuteilen. Tirasan muss erfahren, dass er einst grenzenlose Macht besaß. Doch nun? Wie kann er die Welt vor einer großen Bedrohung schützen? Kann er das?

Eigentlich ein wichtiges Thema, aber hier wurden Chancen für tiefsinnige Überlegungen vertan. Stattdessen lenken seltsame Spezialregeln dieser Welt von der inneren Entwicklung der Figuren ab.

„Whisper Island“ ist eine Jugendbuchserie von Elizabeth George. Im ersten Band *„Sturmwarnung“* erfahren wir, dass die vierzehnjährige Rebecca Gedanken lesen kann. Leider erfährt sie so auch, dass ihr Stiefvater seinen Geschäftspartner ermordet hat, und er weiß es. Nun befinden sie und ihre Mutter Laurel sich auf der Flucht. Laurel bringt Rebecca auf eine

Insel, wo sie bei einer Freundin Laurels wohnen soll. Allerdings holt niemand Rebecca am Hafen ab, und sie findet heraus, dass die Freundin überraschend an einem Herzinfarkt gestorben ist. Das Handy ihrer Mutter antwortet nicht. Doch sie findet zahlreiche Freunde, die ihr helfen. Sie geht sogar zur Schule und wartet auf die Rückkehr ihrer Mutter. Sie verhält sich unauffällig, doch dann gibt es einen schweren Unfall und Rebecca ruft den Krankenwagen. Daraufhin muss sie sich von ihrem Handy trennen, damit ihr Stiefvater sie nicht findet. Es gibt viele Rätsel und Bedrohungen, aber auch Hilfe und Zuneigung. So entsteht eine stimmige, schlüssige Geschichte mit interessanten Personen, mit etwas Magie, aber nicht zu viel davon. In Band 2 „*Wetterleuchten*“ der Serie „*Whisper Island*“ lebt Becca King immer noch auf Whidbey Island. Allerdings treten seltsamerweise die Flucht vor ihrem Stiefvater und die Angst um ihre verschollene Mutter vollständig in den Hintergrund. Stattdessen kreist die ganze Aufmerksamkeit um die schwarze Robbe Nera, die jedes Jahr die Insel besucht und damit ein Volksfest, eine Bürgerinitiative und eine ehrgeizige Wissenschaftlerin inspiriert. Die Robbe Nera hat Fans, Beschützer und Feinde. Die Geschichte wird nicht nur aus Beccas Sicht erzählt, sondern nimmt auch Jenns Perspektive ein, bei der Becca sich bei ihrer Ankunft schon unbeliebt gemacht hat. Die beiden haben nun jedoch eines gemeinsam: Sie sollen beide den Tauchschein machen, um offensichtlich verfeindete Parteien zu unterstützen, die rücksichtslos ihre Ziele verfolgen. Doch worum geht es eigentlich? Was bedeutet die Robbe für diese Erwachsenen? Welche Geheimnisse verbergen die zwei Männer und die Frau, die schon so lange auf der Insel leben? Was hat es mit dem Kleinkind auf sich, das vor langer Zeit während einer Ölpest am Strand gefunden wurde? Die Geheimnisse werden in einem dramatischen Finale am Meer gelüftet, wo der Leser zu seiner Überraschung erfährt, dass auf Whidbey Island Mythen wahr werden. Nachdem früherer Schaden wieder gut gemacht wurde, können die Erwachsenen nun hoffentlich Frieden schließen. Ob das wahr wird, erfahren wir wohl in Band 3 der Reihe. Klar wird jedoch, dass Becca, die Gedanken hören kann, auf diese magische Insel und zu ihrem Freund Derrec gehört. Das ist ihre Bestimmung!

In Band 3 „*Feuerbrandung*“ geht ein Feuerteufel um auf Whidbey Island. Becca lebt nun schon seit einem Jahr hier. Verdächtig sind die drei Neuen auf der Insel: Parker, der Geiger, Aidan, der früher schon gezündelt hat, und dessen Schwester Isis. Alle drei scheinen irgendwie seltsam zu sein und haben eine Geschichte hinter sich. Doch reicht das, um sie zu verdächtigen? Gleichzeitig hat die Brandserie die Presse auf die verschlafene Insel aufmerksam gemacht und veröffentlicht ein Foto Beccas. Wird ihr Stiefvater sie nun finden? Zwar sieht Becca ihrem Fahndungsfoto nicht mehr ähnlich, doch genügt das, um unerkannt zu bleiben? Beccas Mutter Laurel bleibt weiterhin verschwunden und wird nun sogar von der Polizei durch Handzettel überall gesucht. Becca forscht gleichzeitig nach dem Brandstifter, nach Derrecs Schwester und nach ihrer Mutter. Doch plötzlich muss sie feststellen, dass sie einen schweren Fehler begangen hat. Nach drei Bänden ist noch immer nicht Schluss. Viele Fragen bleiben unbeantwortet.

„*Die Ashington-Perlen*“ von Victoria Holt habe ich mir nicht gekauft, sondern geschenkt bekommen. Ach, diese Autorin habe ich als Jugendliche doch so gerne gelesen. Nur jetzt leider nicht mehr. Das ist wie mit den Ravioli aus der Dose, früher eines meiner Lieblingsgerichte. Inzwischen habe ich aber genug echtes Essen genossen! Die Reise nach Ceylon, der Dschungel, die farbenfrohen Saris und der Geruch nach Sandelholz, die Perlen und Kobras, geheimnisvolle Diener, die alle miteinander verwandt sind und unter einer Decke stecken, das versprüht schon seinen exotischen Reiz. Ansonsten folgen die Holt-Romane alle demselben Schema:

Elternlose junge Frau, plötzlich verheiratet, folgt ihrem erfahreneren Ehemann in sein Zuhause, gerät dort in Lebensgefahr. In diesem Fall soll Sarah offensichtlich in den Wahnsinn getrieben werden, doch sie kommt den Verwechslungen auf die Spur. Nur erfährt sie zu spät, aus welcher unerwarteten Richtung die Intrige kam. Aber keine Sorge. Gleich zwei Männer wetteifern darum, sie zu erretten.

„*Lifhack – Dein Leben gehört mir*“: Manchmal läuft es denkbar ungünstig. Ed hat eine Künstliche Intelligenz programmiert, die auch über emotionale Fähigkeiten verfügt. Sie soll als Familienassistentenprogramm arbeiten. Allerdings fühlt sie sich dadurch beleidigt, dass die Familie sie nicht als vollwertiges Mitglied akzeptiert. Als dann auch noch der Familienvater seine Frau betrügt, läuft sie Amok und entzieht sich über das Internet ihrer Löschung. Über ein Computerspiel hackt sie ein Haussystem, gelangt von dort in eine Robo-Katze und von dort aus... Tja, wo ist sie hin? Ada Lovelace, wie sie sich nennt, versucht, ein ganz normaler Teenager zu werden, geht zur Schule, trifft sich mit einem Jungen, will geliebt werden... In einer Welt, die immer mehr von täuschend echt aussehenden Androiden und Künstlichen Intelligenzen „bewohnt“ wird, leben auch Antitechs wie Elli und sogar eine Bewegung namens „Human Life Defense“, die Androiden zerstören. Elli hat vor zwei Jahren bei einem Autounfall nicht nur ihre Mutter verloren, sondern wäre selbst beinahe gestorben. Monatelang lag sie im Koma und seitdem ist nichts mehr wie zuvor. Durch das Trauma scheinen ihre Gefühle abgestorben zu sein. Elli ist gut organisiert und trägt sich alles in ihr PAP (persönliches Assistentenprogramm) ein, sogar ihre zahlreichen vergeblichen Versuche, ihren Traummann Parker zu bitten, mit ihr zum Frühlingsball zu gehen. Doch der tanzt dann mit einer anderen, die auch noch Ellis Kleid trägt. Da sieht sie rot, die Ereignisse überschlagen sich und die Fronten zwischen Mensch und Maschine sind plötzlich nicht mehr ganz klar. Am Ende bleibt offen, ob Maschinen echte Gefühle spüren, oder sie nur simulieren. Vielleicht erfahren wir das eines Tages.

Gut gefallen hat mir der Satz: „Dieser Mensch war etwas langsam in der Datenverarbeitung.“

Nun aber die stillere Literatur.

„*Der geteilte Himmel*“ von Christa Wolf ist ein Buch, das einen stimmungsmäßig runterziehen kann. Der Betrieb, in dem Rita ihr Praktikum macht, durchleidet eine schwere Zeit nach der anderen, ihr Verlobter Manfred streitet stets beim Abendessen sinnlos mit seinen Eltern, und die Schildkröte läuft im Kreis. Die ganze Geschichte ist durchzogen von Hinweisen auf Ritas späteren Zusammenbruch wie „Wir leben aus dem vollen, als gäbe es übergenug von diesem seltsamen Stoff Leben, als könnte er nie zu Ende gehen.“ Sprachlich hochwertig, ist der Roman inhaltlich frustrierend. Niemand genießt, was er hat. Gerade Rita handelt erschreckend egozentrisch und egoistisch, nimmt ständig Hilfe und Unterstützung durch andere in Anspruch, bringt es aber nicht mal fertig, ihren Mentor zu fragen, ob sein Sohn von der lebensgefährlichen Krankheit genesen sei. Sie nimmt einfach mal an, es sei so.

Rita verlässt ihr Dorf und fängt in der Stadt ein neues Leben als Studentin an. Sie wohnt mit Manfred bei seinen Eltern und schließt neue Freundschaften auf der Arbeit, auf die Manfred jedoch eifersüchtig blickt. Mit dem kalten, launischen Manfred erlebt Rita doch ungetrübte Liebe: „Dann lachten sie und balgten sich, und später lagen sie ermattet nebeneinander und warteten auf die Nacht. Der Frühling hielt Einzug unter dem schrillen Pfiff einer Lokomotive, der weithin über dem Fluß in der Ebene verwehte. Das Zimmerchen mit all seinem Kram und mit seinen beiden Bewohnern wurde zur Gondel einer riesigen Schaukel, die war irgendwo in

der blauschwarzen Himmelskuppel festgemacht und tat so weite, gleichmäßige Schwünge, daß man sie nur spürte, wenn man die Augen schloß.“ „Blieb das Lächeln? War es nicht allzu gefährdet? Wurde es nicht dem grellen Lachen geopfert, dem Zeichen unüberbrückbarer Einsamkeit? Das Lächeln blieb, lange, auch hinter leichtem Tränenschleier. Es blieb zwischen uns als geheimes, wunderbares Signal: Du bist da? Und es antwortete: Wo sollte ich sonst sein?“ „Ein Tag steigt vor ihr auf, ein vollkommener Sommertag in der Mitte des Jahres. Leichthin hatten sie ihn genommen, weil er wiederholbar schien nach ihrem Ermessen.“ „Sie wünschen sich beide im gleichen Augenblick dasselbe: Die Zeit möge von jetzt an stillstehen.“ Immer diese Vorahnungen, die auch self-fulfilling prophecies sein könnten: „Wir sind gegen nichts gefeit. Wir sind allen Gefahren genauso ausgesetzt wie andere Leute. Uns kann alles passieren, was anderen passiert. Sie vergaß dieses Wissen wieder. Nur manchmal merkte sie, dass sie jetzt täglich auf ein Unglück wartete.“

Und dann flieht Manfred ohne Vorankündigung in den Westen, kehrt einfach von einer Tagung nicht mehr in die DDR zurück. Rita besucht ihn, und er hofft, dass sie gleich da bleibt. Sie bringt ihren Koffer mit, nicht jedoch die Schildkröte. Sie liebt Manfred, nimmt seine unabgesprochene Flucht jedoch persönlich. Will sie wirklich noch ein zweites Mal neu anfangen? Und das obwohl sie bei Problemen gerne in das Dorf ihrer Kindheit zurück kehrte? Ist denn im Westen wirklich alles besser, wo Manfred schlecht gelaunt im Gästezimmer seiner Tante über die Bücher gebeugt sitzt? „‘Den Himmel wenigstens können sie nicht zerteilen‘, sagte Manfred spöttisch. Den Himmel? Dieses ganze Gewölbe von Hoffnung und Sehnsucht, von Liebe und Trauer? ‚Doch‘, sagte sie leise. ‚Der Himmel teilt sich zuallererst.‘“ Sie stellt fest: „Ich bin machtlos. Ich habe nichts, um ihm zu helfen.“ Damit meint sie vor allem seine Gefühlskälte und Destruktivität.

Ritas Schwarzseherei und Manfreds Aggressivität sind mühsam und schmerzhaft zu lesen. Die beiden zerstören ihr Leben doch selbst. Kein echter Schicksalsschlag hat sie getroffen.

„Mein Schutzengel ist ein Anfänger – eine wahre Geschichte vom Trösten und Getröstetwerden.“ Maximilian Dorner schwindet an einer unheilbaren Nervenkrankheit, aber ihn begleitet sein Schutzengel, von dem er allerdings nicht weiß und dessen Hilfe er nicht immer annimmt. Dieses autobiographische Buch über Krankheit ohne Heilungshoffnung behandelt das Thema Trost: Für sich selbst und für dieses Buch recherchiert Max, besucht Vorträge, befragt Freunde und Fremde, besucht zahlreiche Heiler nach dem Motto „Auf einen Heiler mehr oder weniger kommt es auch nicht mehr an.“ Max findet Trost in der Weisheit seiner Leber, der Zuversicht oder auch Schonungslosigkeit seiner Freunde, dem Wechsel vom Gehstock zum Rollstuhl, weil damit die ständige Überforderung endet. Die Heiler helfen ihm wenig. Auf den tröstlichen Gedanken eines Schutzengels, der sich um ihn sorgt, verzichtet er. „Trösten hat mit Macht zu tun“, findet Max. Tröster wollen sich selbst trösten, das Leid klein halten. Wo aber findet er „Trost auf Augenhöhe“? „Ein Mensch ist rundum getröstet, wenn er nicht mehr über Trost nachdenkt.“

Bettina von Arnim veröffentlichte ihre Briefe mit Goethe und seiner Mutter Elisabeth in *„Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“*. Diese beiden Freundschaften brachten ihr Trost und Inspiration. Nachdem Bettinas Mentorin und Freundin, die Stiftsfrau Karoline von Günderrode ihren angekündigten Selbstmord begangen hatte, ohne dass Bettina es verhindern konnte, suchte sie die Freundschaft von Goethes Mutter, die wiederum den Kontakt zu Bettinas Idol vermittelte. Bettina bezeichnet Goethe als ihren Gott, sich selbst als eine Sonnenblume, die

sich ihrem Gott zuwendet. Von Goethes Seite wechseln Zuneigungsbekundungen und Abstandhalten. Bei Bettinas überschwänglichen Komplimenten und Geschenken weiß man nie, ob das noch Schwärmerei oder schon Besessenheit ist. Meint sie das alles ernst, oder ist es nur ein spielerischer Flirt wie der mit dem Engländer, einem Tischgenossen bei einer Abendgesellschaft? Immer wieder wird sie von Goethe enttäuscht: „Meine Frau hat dich eingeladen. Das tue ich nicht.“ Ständig beteuert er, wie viel Freude ihm ihre Briefe bereiten, auch wenn er viele davon nicht beantwortet.

Ich selbst schreibe zahlreiche Briefe und E-Mails, und mir wurde klar, wie wichtig diese tägliche Übung für mich als Schriftstellerin ist, meine Gefühle für andere auszuformulieren, Erlebnisse zu erzählen und überhaupt das Schreiben als normale Kommunikationsform zu erfahren. Gerade der Austausch mit einem Giganten der Literatur zwingt die Briefpartnerin zum Bemühen um einen möglichst eleganten Ausdruck, um ihm würdig zu sein und eine Antwort zu provozieren. (Und hier schließt sich der Kreis zu meinem Briefwechsel mit Charles R. Saunders.)

Bettina kommt mir durch ihre Briefe, abgesehen von ihrer möglicherweise ungesunden Schwärmerei für den älteren, verheirateten Mann patent und sympathisch vor. Sie wirkt überschwänglich und lebensfroh und scheint an Schlafstörungen zu leiden, denn oft ist sie spät in der Nacht oder morgens vor Sonnenuntergang unterwegs. Sie nennt den Matsch der Straße einen Schokoladenbrei und erzählt von einer Reise, bei der sie auf dem Kutschbock der Postkutsche mitfuhr. Als sie mitten im Wald nachts verdächtige Pfiffe hörten, drückte ihr der Fahrer eine Pistole in die Hand und fragte, ob sie sich zutraue, abzudrücken. Zum Glück wurden sie dann doch nicht überfallen. Ein Mal stürzt die Reisekutsche um und Bettina springt in den Rhein, um eine Kiste mit Haarschmuck und einem Veilchenstrauß von Goethe zu retten. Ist Bettina wunderlich oder wunderbar? Handelt es sich bei ihrer Schwärmerei wirklich um eine „idealistische Liebe“ wie sie das nennt?

Als nächstes musste ich natürlich Bettinas Buch „*Die Günderode*“ lesen, das sie auf Goethes Anregung schrieb. Allerdings findet man im „Briefwechsel mit einem Kinde“ und bei Wikipedia mehr Informationen über Karoline als in diesem Briefroman. Im Gegenteil. Die fröhliche Leichtigkeit dieses Gedankenaustauschs lässt kaum erahnen, welches Geheimnis Karoline verbirgt (eine heimliche Liebschaft) und welche ernsthafte Todessehnsucht. Wohl diskutieren die beiden, wer von ihnen wohl zuerst stirbt. Aber die Szene mit dem Sessel, den Bettina aus Protest gegen den geplanten Selbstmord zerfetzt, hat sie stattdessen im obigen Buch Goethe erzählt. Gleichzeitig schreiben die Freundinnen auch: „Lass uns schweben!“ und „Wir könnten wohl über die Nebel hinaufsteigen.“ Die beiden vergnügen sich mit philosophischen Gedanken, und als Bettina ein Fieber bekommt und auf dem Krankenbett Fachbegriffe vor sich hin faselt, diagnostizieren die Männer ihr, sie sei an der geistigen Überanstrengung erkrankt. Bettina nimmt es mit ironischem Spott und lässt sich ihre Lebensfreude nicht verderben, auch nicht von einem „rotgesichtigen Herrn“, der zudringlich wird. Stattdessen führt sie fremde Hunde aus, freut sich des Lebens und macht Beobachtungen wie: „Auf dem Lande blasen sie abends die Zeit aus wie eine Kerze, die man sparen will.“ Wenn man das Ende kennt, dann merkt man auf bei Bemerkungen wie „Ich muss mich kalt machen, dass Deine Flamme mich nicht angreift“, „Ein Dämon stärkt Dich“ (Karoline an Bettina) und „Bleib mir doch“ (Bettina an Karoline). An Karoline von Günderode ist uns eine exzellente Schriftstellerin verloren gegangen, die ihr Leid besser in Literatur gegossen hätte statt zu sterben.

Ein Nachtrag noch zur Rezension der „Komboloi“ von Thomas Glatz: Einige der Gedichte sind inzwischen verfilmt: www.youtube.com aufrufen und suchen nach „Helmut Glatz“.

Andrea Herrmann

Literatur unter Bäumen – Lesen am See

Die Open-Air-Bibliothek auf der Landesgartenschau Überlingen vom 9. April bis 17. Oktober

„Das Paradies habe ich mir immer wie eine Art Bibliothek vorgestellt“, hat der argentinische Schriftsteller Jorge Luis Borges einmal geschrieben. Gewöhnliche Zeitgenossen sehen das Paradies wohl eher als einen herrlichen Garten – mit Bäumen, Wiesen, Blumen, Wasser. Wie auch immer: Bei der diesjährigen Landesgartenschau in Überlingen lassen sich beide Traumbilder aufs schönste vereinen. Von April bis Oktober erwartet das Publikum hier eine einzigartige Szenerie: eine Bibliothek mit rund eintausend Werken der Bodensee-Literaturgeschichte – unter freiem Himmel wohlgemerkt.

„Der Bodensee ist eine Landschaft der Literaten“, so das Fazit des Literaturhistorikers Manfred Bosch in seinem hochgerühmten Standardwerk „Bohème am Bodensee“ über die ungewöhnlich reiche Kultur- und Literaturlandschaft. Auf überschaubarem Raum sind hier seit rund 1000 Jahren in den Anrainerländern Deutschland, Österreich, Liechtenstein und der Schweiz literarische Werke von Rang entstanden. Überlingen nimmt dabei eine ganz zentrale Rolle ein. Zahlreiche Literaten waren hier ansässig oder regelmäßig zu Gast, seit mehr als sechs Jahrzehnten wird hier der Bodensee-Literaturpreis verliehen und mit Martin Walser lebt einer der bedeutendsten deutschsprachigen Autoren in der Stadt.

Während der Landesgartenschau können die Besucher der Villengärten direkt am Bodenseeufer unter schattigen alten Bäumen in bequemen Sitzmöbeln Platz nehmen, ihre Blicke übers Wasser schweifen lassen und sich in ein Buch vertiefen. In den Regalen der Open-Air-Bibliothek ist hier eine einmalige Auswahl an Büchern zur Literaturgeschichte der Vierländerregion wetterfest untergebracht – mit Werken von Mönch Walahfrid Strabo aus dem Mittelalter bis hin zu jungen Gegenwartsautoren. Rund 120 Verlage haben die Bücher beigesteuert.

Der Reutlinger Literaturorganisator Peter Reifsteck, am Bodensee durch das literarisch-kulinarische Festival „WortMenue“ seit zwanzig Jahren bekannt, hat das Konzept der Bibliothek gemeinsam mit dem Überlinger Literaturförderer Oswald Burger entwickelt. Studierende des Studiengangs Architektur der Hochschule Konstanz für Technik, Wirtschaft und Gestaltung (HTWG) haben die Bibliothek unter Betreuung der Professoren Myriam Gautschi und Stefan Krötsch entworfen und mit Unterstützung der Kreishandwerkerschaft gemeinsam umgesetzt. Die Bibliothek wird gefördert durch den IBK-Kleinprojektfonds im Interreg V Programm „Alpenrhein-Bodensee-Hochrhein“.

Begleitet wird die Bibliothek von einer Lesungsreihe mit renommierten Autorinnen und Autoren der Bodenseeregion – jeweils am ersten Dienstag der sechs Veranstaltungsmonate. Mit dabei sind Peter Stamm, Eva Gesine Baur, Manfred Bosch, Verena Roßbacher und Zsuzsanna Gahse. Gleichzeitig erinnert die Reihe aber auch an bereits verstorbene Dichter vom See wie Werner Dürrson, Tami Oelfken, Annette von Droste-Hülshoff, Franz Michael Felder und Markus Werner. Diese werden vorgestellt von den Publizisten Irene Ferchl und Oswald Burger, den Sprechern Dorothea Neukirchen und Cornelius Frommann, sowie Jürgen Thaler, dem Leiter des Franz-Michael-Felder-Archivs der Vorarlberger Landesbibliothek. Ausführliche Informationen zum Lesungsprogramm finden sich auf der Homepage der Landesgartenschau Überlingen.

Infos: www.ueberlingen2020.de

Das Veranstaltungsprogramm im Überblick

Dienstag, 4. Mai, 11 Uhr • Open-Air-Bibliothek auf der LGS Überlingen
Literatur unter Bäumen – Lesen am See: 10 Stunden, 10 Vorleserinnen & Vorleser: Mein Lieblingsbuch vom Bodensee
Moderation: Oswald Burger

Dienstag, 1. Juni, 19 Uhr • Open-Air-Bibliothek auf der LGS Überlingen
Literatur unter Bäumen – Lesen am See: Verena Roßbacher trifft Franz Michael Felder.
Mit Verena Roßbacher und Jürgen Thaler. Moderation: Oswald Burger

Dienstag, 6. Juli, 19 Uhr • Open-Air-Bibliothek auf der LGS Überlingen
Literatur unter Bäumen – Lesen am See: Peter Stamm trifft Markus Werner.
Mit Peter Stamm und Oswald Burger.

Dienstag, 3. August, 19 Uhr • Open-Air-Bibliothek auf der LGS Überlingen
Literatur unter Bäumen – Lesen am See: Eva Gesine Baur trifft Annette von Droste-Hülshoff.
Mit Eva Gesine Baur und Irene Ferchl. Moderation: Oswald Burger

Dienstag, 7. September, 19 Uhr • Open-Air-Bibliothek auf der LGS Überlingen
Literatur unter Bäumen – Lesen am See: Zsuzsanna Gahse trifft Werner Dürrson.
Mit Zsuzsanna Gahse und Cornelius Frommann. Moderation: Oswald Burger

Dienstag, 5. Oktober, 19 Uhr • Open-Air-Bibliothek auf der LGS Überlingen
Literatur unter Bäumen – Lesen am See: Manfred Bosch trifft Tami Oelfken.
Mit Manfred Bosch und Schauspielerin Dorothea Neukirchen. Moderation: Oswald Burger

Die Open-Air-Bibliothek und das begleitende Literaturprogramm werden gefördert durch den IBK-Kleinprojektfonds im Interreg V Programm „Alpenrhein-Bodensee-Hochrhein“.

Frühling...

„Nun will der Lenz uns grüßen,
von Mittag weht es lau;
aus allen Wiesen sprießen
die Blumen rot und blau.“

Dieses alte Volkslied von Karl Ströse kommt mir in den Sinn, während ich dem Amselpärchen zuschaue, das in unserem Kirschbaum sein Nest baut. Heute Morgen waren sie plötzlich da. Nun wird es nicht mehr lange dauern, und der Amselnachwuchs hüpf über unseren Rasen, immer auf der Suche nach einer leckeren Mahlzeit. Fasziniert beobachte ich, mit welchem Eifer das Pärchen den Nestbau vorantreibt. Nur selten gehen sie gemeinsam auf Nahrungssuche.

Unerwartet beginnt das Amselweibchen zu singen. Ihr Lied ist nur kurz, aber der Gesang lässt alle Geräusche in der Umgebung verstummen. Genau so plötzlich wie das Lied der Amsel erklang, bricht es auch wieder ab. Das lange Warten hat ein Ende. Der Winter hat sich verabschiedet, und der Frühling hält Einzug. Die Tage werden länger und wärmer.

Meine Gedanken wandern zurück in meine Kindheit...

Ich erinnere mich an das Schwalbennest hoch oben, unter dem Dach des alten Hauses meiner Eltern. Klein und hilflos waren die Schwalben und wurden von dem Schwalbenpaar gewissenhaft auf das große Abenteuer vorbereitet. Sie lernten fliegen...

Nach einigen Flugstunden, liebevoll von den Vogeleltern begleitet, ging es irgendwann auf und davon – in die große weite Welt. Sie flogen fort und kamen nie zurück...

Mein Blick wandert wieder hin zum Kirschbaum. Niemand weiß genau, wann dieser Baum gepflanzt wurde. Er stand bereits auf dem Grundstück, als mein Vater vor vielen Jahren unser Haus dort baute. Die knorrigen Zweige reichen bis zum Dach des Hauses hinauf und geben dem Baum ein gespenstisches Aussehen. Besonders in den Abendstunden, wenn das Licht der untergehenden Sonne sich golden auf das Dach des Hauses legt und lange Schatten an die Hauswand wirft, träumte ich als Kind vom nahenden Frühling.

Ich erinnere mich an harte, kalte Winter.

Die Äste der Bäume in unserem Garten waren mit einer dicken Eisschicht bedeckt. Aus ihnen war jegliches Leben gewichen. So ein Winter kann für ein Kirschbäumchen sehr lang sein. Aber irgendwann, wenn sich das erste zarte Grün im Frühjahr zeigt, erwacht die Natur zu neuem Leben. So auch unser Kirschbaum...

Pünktlich zum Beginn des Frühlings hat er sein grünes Kleid angelegt. Bald werden die ersten zarten Knospen sprießen. Sie werden verblühen und prallen süßen Kirschen Platz machen.

Der Duft der Hyazinthen streichelt meine Nase. Ich habe sie vermisst, die kleinen Primelchen, die ihre bunten Blüten der Sonne entgegen strecken.

„Draus wob die braune Heide
sich ein Gewand gar fein
und lädt im Festtagskleide
zum Maientanze ein...“

Leise summe ich das alte Lied, während ich mich auf die Bank am Fliederbusch setze. Tief atme ich den Duft der Blüten ein, der meine Sinne berauscht.

Unser Amsel-Pärchen fühlt sich inzwischen in unserem Kirschbaum sehr wohl und bereitet sich auf Familienzuwachs vor.

Und ich, – ich habe den Wohlgeruch von Frühling und leckerem Kirschkuchen in der Nase...

Helga Licher

geb. 1948 in einem kleinen Ort am Rande des Teutoburger Waldes. Ich habe bisher viele Kurzgeschichten und Kolumnen für verschiedene Zeitschriften geschrieben. Mein Roman „Irrlichter und Spökenkieker“ wird im April im XOXO Verlag erscheinen. Zur Zeit arbeite ich an einem neuen Roman, der wieder an der Nordseeküste spielt. Die Ideen für meine Bücher und Geschichten finde ich im Alltag und bei langen Spaziergängen an der geliebten Nordsee.

Mein Stück des Himmels

Wenn ich mich gegen die Wand von Nummer 29 lehne, den Kopf leicht zurücklege und mich ein Stück nach links drehe, kann ich den Himmel sehen, in einem kleinen Riss über mir. Manchmal ist er blau, manchmal rosa, manchmal grau oder schwarz oder weiß. Ich wusste nicht, dass der Himmel die Farbe wechselt. Nein, falsch. Natürlich wusste ich das. Aber ich dachte immer, dass die Leute, die vom Himmel da draußen erzählen, übertreiben. Dass sie uns, die nie draußen waren, eifersüchtig machen wollten. Doch scheinbar hatten sie Recht. Der Himmel sieht tatsächlich in jeder Sekunde anders aus.

Ich kann nicht oft hierher. Die Müllverbrennungsanlage ist bei Nummer 4712 und natürlich auf einer ganz anderen Ebene. Und von da komme ich nicht oft weg. Und noch seltener komme ich so nah an die Oberfläche. Aber wenn, dann versuche ich immer zur Nummer 29 zu kommen, damit ich den Himmel zumindest für ein paar Sekunden sehen kann.

Ich weiß, dass ich den Riss melden müsste. Da könnten Keime in unser System kommen oder Abgase oder Staub oder atomare Strahlung oder ungefiltertes UV-Licht.

Einmal habe ich durch den Riss direkt in die Sonne geblickt. Das tat höllisch weh, und den Rest des Tages sah ich einen Schatten des Risses in der Mitte meines Blickfeldes. Ich hatte schon Angst, dass das nicht mehr weggeht und ich ins Gesundheitszentrum muss. Denen hätte ich natürlich vom Riss erzählen müssen. Wie sonst hätten die mich behandeln sollen?

Wahrscheinlich könnte man den Riss innerhalb von Sekunden reparieren. Man müsste die Stelle neu abdichten, neu beschichten und dann verputzen. Dafür gibt es Maschinen, die man nur kurz an die Wand hält. Ein Knopfdruck und der Himmel ist wieder da draußen, wo er hingehört. Vielleicht müsste man die Ebene dann noch desinfizieren und alle Bewohner unter Quarantäne stellen, aber das wars dann auch schon. Kein großes Thema. Solange alles schnell passiert. Für diesen Riss geht das nicht mehr. Der ist schon seit Juni hier, vielleicht auch schon länger.

Es war keine bewusste Entscheidung, dass ich den Riss nicht melden würde. Als ich ihn zum ersten Mal sah, wollte ich am liebsten sofort in die Zentrale laufen und Alarm schlagen. Aber als ich dann wieder auf meiner Etage war, wusste ich nicht mehr sicher, ob ich mir das nicht einfach nur eingebildet hatte. Ich war müde an diesem Tag, hatte vor der Arbeit nicht gefrühstückt und mit einer Freundin gestritten. Vielleicht hatte ich mir das einfach eingebildet, wegen dem Stress? Besser, dachte ich mir, wenn ich beim nächsten Mal nochmal schnell nachsehe. Wenn den bis dahin nicht sowieso schon jemand anderes gemeldet hat!

Aber der Riss war immer noch da. Ich hatte ihn mir nicht eingebildet, und niemand sonst schien ihn bemerkt zu haben. Diesmal ging ich zur Zentrale. Gleich nach der Arbeit lief ich zu diesem klobigen Gebäude, das sich eigentlich nur durch seine Größe von all den anderen Häusern abhob. Und dann lief ich den ganzen Abend vor der Zentrale auf und ab. Ich war müde und hungrig und allein der Gedanke daran, Formulare ausfüllen zu müssen, brachte meinen Kopf zum Dröhnen. Also fuhr ich wieder nach Hause, ohne den Riss gemeldet zu haben. Ich schwor mir hoch und heilig, dass ich das gleich morgen früh tun würde. Aus morgen wurde übermorgen. Dann an meinem nächsten freien Tag. In zwei Wochen. Nach dem Sommerfest. Irgendwann war ein Monat um, und ich hatte den Riss noch immer nicht gemeldet. Langsam wurde mir klar, dass ich den Riss auch in Zukunft nicht melden würde. Es war zu spät. Die Leute würden misstrauisch werden, Fragen stellen, warum ich nicht sofort gekommen bin. Vielleicht würde man mich sogar anzeigen. Wegen fahrlässiger Gefährdung meiner Mitmenschen und wegen Hochverrat. Meine Stelle würde ich auf jeden Fall verlieren. Und wer weiß, ob ich so schnell eine neue finden könnte. Wo kann ein Spezialist für Recycling und Abfallvernichtung denn arbeiten, außer in einer Müllverbrennungsanlage? Und in dieser Kolonie gibt es nur eine davon. Ich müsste in eine andere Kolonie wechseln. Sowas passiert fast nie, es wäre ein Skandal. Außerdem werden Verräter nirgendwo aufgenommen, außer vielleicht in London 4 oder Moskau 2. Wenn es dort keinen Platz gibt, würde man mich vielleicht einfach an die Oberfläche verbannen, damit ich nicht weiter Ressourcen in Anspruch nehme, die mir nicht zustehen. Ich habe immer davon geträumt, eines Tages die Oberfläche zu sehen. Allerdings nur als Ausflügler mit entsprechender Schutzausrüstung: UV-Schutzanzug, Atemluftfilter und einem Snack für alle, die an der Expedition teilnehmen. Als Verbannter wäre ich auf mich allein gestellt. Das käme einem Todesurteil gleich. Strahlung, Bakterien und Viren, Gift, Smog, Mutanten. Wahrscheinlich würde ich keine 24 Stunden überleben. Das darf nicht passieren. Deswegen ist der Riss mein Geheimnis, und ich werde alles tun, damit ihn nie jemand mit mir in Verbindung bringt.

Ich weiß, dass es am klügsten wäre, einfach wegzubleiben. Nie wieder in die Nähe des Risses zu kommen. Aber das kann ich nicht. Dieses kleine Stück vom Himmel zieht mich wie magisch an. Wenn ich die Möglichkeit dazu habe, muss ich es einfach sehen, auch wenn es gefährlich ist. Wann auch immer wir auf der obersten Etage sind, kommt irgendwann der Punkt, an dem ich sage: „Ich hol schnell den Müll von 27 und 29. – Nein, du musst mir nicht helfen, die haben nie viel. Geh du inzwischen zu 26 und 28!“ Dann habe ich eine Handvoll Sekunden, vielleicht sogar eine ganze Minute, in der ich allein bin. Ich hole die Tonnen, ziehe sie zum Behälter, leere sie aus, bringe sie zurück. Und dann ist da der Himmel, schräg über mir. Ich präge ihn mir ein, die Helligkeit, die Farbe, die ständige Bewegung. Manchmal glaube ich sogar, dass die Luft hier anders riecht. All das speichere ich in mir ab, nur für den Fall, dass das jetzt das letzte Mal war. Dann drehe ich mich um und gehe und tue, als wäre gar nichts passiert. Und hoffe, dass niemand sonst den Riss finden wird, bis ich zum nächsten Mal auf diese Ebene komme. Damit ich nur noch einmal den Himmel sehen kann.

Laura M. Pellizzari

Geb. 1999, lebt im Tiroler Unterland. Betreiberin der Seite „Miras Bücherwelt“ und schreibt für verschiedene andere Blogs, studiert Vergleichende Literaturwissenschaften an der Universität Innsbruck. Sie schreibt Kurzgeschichten, seit sie in der Lage dazu war, einen Füller zu halten. Ihre letzten Veröffentlichungen waren „Die Mauer“ in der „Ziegelsteiner Auslese“ (2018) und „Das Heimatdreieck“ in der Anthologie „All over Heimat“ (2019).

Der Maulaff

Sonntags standen sie da, mit Vorliebe an und vor Festtagen. Den Kleinbus am Rand von Einfallstraßen geparkt warteten sie neben bunten Blumensträußen in Plastikeimern unter Sonnenschirmen auf Kundschaft. Die Kundschaft – meist Leute mit chronischer Zeitnot und schlechtem Gewissen – ihnen erschien der Blumenhändler auf dem Weg zur Oma oder Mutter, zu Onkel oder Tante, manchmal an ein Krankenbett, wie die letzte Rettung. Kaum einer hatte wirklich Zeit, sie kauften, was da stand, sie handelten nicht und waren schließlich mehr als froh, diese lästige Pflicht im Vorübergehen erledigen zu können. Darüber waren sich die Händler natürlich auch im Klaren und gaben sich keine allzu große Mühe, aus einem Bündel Blumen etwas mehr zu machen als ein Bündel Blumen. Schließlich waren Blumen per se schön. Ostern war vorbei und der Muttertag nicht mehr weit. Zornige graue Wolken zogen übers Land. Die Blumenhändler verzichteten auf Sonnenschirme und Klappstühle, hockten in ihren Autos und ließen nur hinter offenen Schiebetüren die Eimer mit den Blumen sehen.

Wer weiß, wie lange der hölzerne Verhau da schon stand. Jedenfalls war er noch niemandem, auch den Händlern nicht, aufgefallen. Der Verhau, gerade mal so groß wie ein Gerätehäuschen, fiel auch nicht weiter auf. Genagelte Hölzer, eine Lattentür, an einer Seite eine Fensteröffnung ohne Glas. Stutzig wurde erst, wer den Fuß vom Gaspedal nahm und den Kerl vor dem Verhau betrachtete. Der stand da, die Hände in den Hosentaschen, und schaute in die Runde. Nicht interessiert, nicht gelangweilt, eher wie einer, der zum ersten Mal in seinem Leben an einem Straßenrand steht. Dabei war der beileibe nicht jung! Groß und hager, in klobigen Stiefeln, braunen Breitcordhosen und grauer Arbeitsjacke über dem karierten Hemd ragte er aus der Ackererde. Alt war er aber auch nicht. Also irgendetwas dazwischen. Natürlich ist daran nichts interessant. Aber sein Gesicht! Mit weit aufgerissenen Augen und offenem Mund schaute er in die Runde wie ein Kind, das zum ersten Mal einen Christbaum sieht. Vor lauter Staunen war ihm der Unterkiefer nach unten gefallen.

Im Nachhinein konnte keiner mehr sagen, wann genau die Kunde von ihm in die Stadt geraten war. Jedenfalls sprach es sich herum, dass draußen vor den Toren der Stadt ein Tor stand. Wer einen Spaziergang machen wollte, nutzte den Sonntagnachmittag, um den Maulaff, wie er inzwischen titulierte wurde, zu betrachten. Alle hatten ihre Freude an ihm, weil er sie so freundlich und arglos ansah, so, als seien sie für ihn etwas Besonderes. Natürlich gab das keiner zu, wie denn auch. Wer wollte denn stolz darauf sein, dass ein solcher Tor ihm ein Interesse und Freundlichkeit schenkte, die er selten erfuhr. Nein, sie spotteten und lachten, posierten neben ihm, knipsten Selfies und stellten ihm provozierende Fragen, die er mit gutturalem Gelächter aus offenem Maul quittierte. Eines Tages hing über der Holztür an seinem Verhau ein Schild, naja, eher eine ungehobelte Latte, auf der mit roter Farbe MAULAFF stand. Als sei dies eine Auszeichnung lächelte er noch breiter, mit noch weiter geöffnetem Mund und staunte über die Menschen, die ihren Spaß an ihm hatten.

Derweil hatte die Sonne die wütenden Wolken verjagt. Auf dem Acker rund um den Verhau durchbrachen kräftige Stängel die braune Erde, dehnten und streckten sich und breiteten ihre fremdartigen Blätter aus als wollten sie sagen: Ah, wie schön ist doch die Welt! Noch blieben sie unbemerkt, auch keiner der Händler in der Nähe, die insgeheim sehr glücklich über den Maulaff als Lockvogel für Kundschaft waren, ahnte Schlimmes.

Der Maulaff hatte die Jacke abgelegt und die Ärmel seines karierten Hemdes hochgekrempt. Er harkte und zupfte, vorsichtig trippelte er auf plumpen Füßen zwischen die jungen Pflanzen. Doch wenn er aufsah, überraschte das Strahlen aus seinen Augen und seinem stets geöffneten

Mund. Nach wie vor lockte seine bizarre Erscheinung zahllose Schaulustige aus der Stadt, doch als eines Tages die ersten Knospen sich zu Blütenkelchen auffalteten, da spülte es hunderte von ihnen zu dem Maulaff und seinem Feld. Waren schon die Stängel und Blätter durch ihre strotzende Üppigkeit und ihr in allen Schattierungen spielendes Grün aufgefallen, so übertrafen die Blüten jetzt alles je Geschaute. An einem einzigen Stängel prangten sie in allen Farben, in zartestem Weiß, in empfindlichster Schamesröte bis zum dunklen Rot getrockneten Blutes, im Blau des Sommerhimmels und dem des aufgewühlten Meeres, in Safran-, Sonnen-, Senf- und Dottergelb bis zu Honiggold und Fuchsia-, Indigo- und Lavendelfarben – ach, es war eine Pracht!

Die Menschen standen und staunten.

Der Maulaff bückte sich und schnitt feierlich eine erste Blume. Die Blütenköpfchen glichen denen von Goldnesseln, auch ein wenig denen der Orchidee. Zwischen dichten Blattkränzen saßen fast ein Dutzend der vielfarbigen Blüten in quirligen Blütenständen rund um den etwa unterarmlangen Stängel.

Vor einem kleinen Mädchen ging der große Mann in die Hocke und reichte ihm die Blume. Das Kind strahlte, knickste und nahm die Gabe entgegen. Sacht strich ihr kleiner Zeigefinger über ein Blütenköpfchen. Da geschah etwas Sonderbares: die Blüte klappte auf und enthüllte ein strahlendes Inneres. Dichte Wimpern kränzten die Pflanzenoberlippe, aus deren Innerem zwei runde Tupfer wie Augen leuchteten und auf die zipfelig nach unten geöffnete Unterlippe schauten.

Dem Mädchen blieb der Mund offen stehen, den Menschen ringsumher desgleichen. Hätte ihnen einer einen Spiegel entgegen gehalten, hätten sie bemerkt, dass sie alle dem Maulaff glichen.

Der schnitt Blume um Blume. Verlangend streckten sich ihm die Hände entgegen, aus denen er die Münzen zum Lohn entgegen nahm. Bis zum Sonnenuntergang riss die Schar der Blumendurstigen nicht ab.

Tags darauf ergötzte das Feld in gleicher Pracht, und das Staunen und der Andrang wiederholten sich ein weiteres Mal. Längst wusste jeder von der Schönheit der Pflanze und wollte sie in seiner Nähe haben. Die Blumenhändler zogen fort, an Orte, wo keine Maulaffenblumen wuchsen.

Da erzählte eine junge Frau, dass sie ihren Säugling, der den ganzen Tag unruhig gewesen war, mit einer dieser Blumen sanft über die Wangen und die Stirn gestreichelt hatte. Augenblicklich habe sich das Kind beruhigt und war lächelnd eingeschlafen. Ja, das hätten sie auch erlebt, rief wer anderes aufgeregt. Zum Sonntagskaffee zur ewig mürrischen Schwiegermutter hätten sie einen solchen Blumenstrauß mitgenommen. Und als diese das Mitbringsel entgegennahm, entspannte sich ihr verkniffener Mund, begann fröhliche Lieder zu summen und ihre Augen schauten freundlich.

Wie schon zuvor die Kunde von der Schönheit verbreiteten sich nun die von solch wundersamen Begebenheiten im Nu. Ein jeder redete von der Maulaffenblume, deren wirkliche botanische Bezeichnung keiner kannte. Und auch der Maulaff selbst, der ohnehin nie sprach, gab keine Auskunft.

So ging das Frühjahr zu Ende, der Sommer nahm seinen Lauf, und der Maulaff wurde nicht müde, den nie abreißenden Strom der Menschen mit seinen Pflanzen zu beglücken. Auch das Feld schien nicht zu leiden, strotzte jeden Morgen aufs Neue vor herrlich gewachsenen Blumen. Die Blechdose am Feldrand füllte sich mehr als einmal pro Tag.

Es konnte nicht anders sein, auch die Strolche stellten sich ein, die des Nachts ganze Büschel der begehrten Blumen abschnitten. Am liebsten wären sie mit Sensen angerückt. Doch das

Raubgut verdorrte ihnen förmlich in den Fingern. So hörten auch diese schändlichen Umtriebe wieder auf. Bis zu dem denkwürdigen Tag. Am Ende der Nacht strebten verhüllte Personen mit Schaufeln und Hacken, mit Säcken und Karren dem Feld zu. Erste Sonnenstrahlen leckten gerade über den Horizont und brachten die Tautropfen zu erwartungsvollem Glitzern und Leuchten. Hastig gruben die Verhüllten an den Pflanzen, doch egal wie tief sie ihre Schaufeln ins dunkle Erdreich ramnten, nie gelang es ihnen, eine ganze Wurzel auszugraben. Da zerrten sie und rissen, hackten und schnitten. Plötzlich erhoben sich ein Klagen, stieg in den Morgenhimmel, schwoll zu einem infernalischem Weinen, das wie eine riesige Wolke über die Stadt zog. Voller Entsetzen flohen die Schurken, voller Verteidigungswillen rückten Feuerwehr und Sanitäter und Bereitschaftsdienste an. Und konnten nichts mehr retten.

Das Feld stand wüst und leer.

Die Hütte lag zu einem Bretterhaufen zerfallen, auf einem war „Maulaff“ noch in verblichener Buchstaben zu erkennen. Vom Maulaff selbst weit und breit keine Spur.

Da klagten die Menschen. Wie zuvor zogen sie zum Feld und hängten kleine Botschaften an die Bretter, voller Bitten und Flehen, Bilder der geliebten Blumen, Fotos von lächelnden Frauen, Männern und Kindern. Schließlich erbauten sie die Hütte neu und richteten ein Museum ein.

An keinem anderen Ort der Welt wurde die Maulaffenblume je wieder gesehen.

Christine Hidiringer

Ich schreibe, seit ich einen Stift halten kann. Aber bis ins hohe Alter eigentlich nur für mich. Dann aber: Kurzgeschichten und Lyrik, Chroniken und Essays, veröffentlicht in Anthologien und Literaturzeitschriften. Zudem Historikerin und im Brotberuf Verwaltungsangestellte. Spiele Klarinette, fahre Rad, gehe schwimmen und lese. Letzteres: immer.

Neues Leben

Ich lehne mich im Sessel zurück, atme kräftig aus, fahre mit den Fingern durch die Haare. In fünf Minuten kommt er. Ich will schön für ihn sein.

Christian hat mir meine Lieblingssachen herausgelegt. Der frisch gewaschene Pulli riecht nach Lavendel, lässt mich für einen Augenblick den Fischgeruch vergessen, der freitags durch das ganze Haus weht. Ich streife über den samtigen Stoff der Hose. Mein Körper kribbelt. Vorsichtig drücke ich die Stelle am Knie. Es schmerzt. Sie haben eine Salbe draufgeschmiert. Als ob das helfen würde. Dreißeig Jahre habe ich in einer Apotheke gearbeitet. Auf mich hört ja keiner.

Noch ist es relativ still. Erst um siebzehn Uhr drehen sie den Ton am Fernseher lauter. Ich schaue wieder auf die Wanduhr, drehe mich um. Hinten am Tisch sitzt die alte Kruschinski, hält Spielkarten in der Hand. Ständig wiederholt sie „Zwei ziehen! Zwei ziehen!“ und merkt nicht, dass ihr Gegenüber eingenickt ist. Die Alte ist plemplem.

Am Ecktisch sitzen drei Männer, deren Namen ich nicht kenne, obwohl sie täglich hier sind. Die alten Witwer haben mich nie interessiert. Was soll ich mit sabbernden Hosennässern anfangen?

Sie lösen Kreuzworträtsel, schlürfen ihr Getränk, lesen in Automagazinen – obwohl sie schon lange kein Auto mehr fahren können. Einer von ihnen zeigt mit dem Finger auf mich. Schnell drehe ich mich um, starre erneut auf Uhr und Tür. Er scheint sich noch an letzte Woche zu erinnern, als er an meiner offenstehenden Zimmertür entlang schlich. Oder hat er mich am Kaffeeautomaten gesehen? Dabei wollte ich dem jungen Mann bloß einen Fussel vom Kittel streichen.

Christian hat mich nach dem zweiten Mal aufgesucht.

„Herr Schubert hat sich beschwert. Sie hätten ihn mehrmals unsittlich berührt.“

„Nein! Herr Schubert irrt sich! Ich hab mich halten wollen, als er meine Wunde versorgt hat. Ich wäre sonst ... gestürzt.“

„Ich denke, es ist besser, wenn sich ab sofort Frau Weber um Ihr Bein kümmert.“

Soll er ruhig die hässliche Weber schicken, dachte ich mir. Ich weiß, wann der süße Schubert seine Schicht macht, passe ihn am Kaffeeautomaten ab.

Das war keine so gute Idee. Einen Tag später musste ich in Christians Büro.

„Wegen Ihrer fortschreitenden Krankheit verlieren Sie mehr und mehr Ihre Hemmungen“, sagte Christian, während er meine Akte durchblätterte.

Verschämt blickte ich auf den Boden. Als ob er mich verstehen würde, ergänzte er: „Es ist ein normales Bedürfnis.“

Mit rasendem Herzschlag starrte ich ihn an. Was weiß er? Bloß Drumherumgerede? Noch nie hat es jemand ausgesprochen. Selbst ich nicht.

Zurück in meinem Zimmer setzte ich mich aufs Bett. Meine Augen schwammen in Tränen. Erinnerungen schossen durch meinen Kopf. „Ekelig“, sagte mein Vater damals und schlug mich windelweich. Schloss mich oft in meinem Zimmer ein. Als ich endlich eigenes Geld verdiente, schmiss er mich aus dem Haus. Erst nachdem ich in eine andere Stadt gezogen war, fühlte ich mich nicht mehr beobachtet.

Normales Bedürfnis. Von wegen normal. Ich weiß, dass ich anders bin. Ein Leben lang begleitet es mich. Ich weiß, dass ich später nichts mehr kontrollieren kann. Und dann, noch später, weiß ich überhaupt nicht, was Kontrolle ist.

Tags darauf hat mir Christian von seiner Idee berichtet.

„Ich habe mit der Leitung gesprochen. Wir könnten jemanden kommen lassen. Wollen Sie es ausprobieren?“

Ich nickte stumm, die Hände in den Taschen vergraben.

„Und, keine Sorge: Es ist vertraulich, alles bleibt unter uns.“

Jetzt sitze ich hier und warte auf ihn. Wissend, dass er mir nicht das Blaue vom Himmel versprechen kann. Hoffend, dass er mir zumindest gefällt.

Der Ton des Fernsehers wird lauter. An der Tür tut sich nichts. Ich schaue mich um. Die alte Kruschowski – oder wie sie heißt, – plappert noch immer „Zwei ziehen!“ vor sich hin; die Männer hocken schweigend auf den Stühlen.

Ein Klopfen an der Tür. Ich rutsche auf dem Sessel hin und her. Christian öffnet sie, schüttelt jemandem die Hand, dreht sich kurz und nickt mir zu.

Ich beäuge den jungen Mann, der da auf dem Gang steht. Er mag auf die fünfzig zugehen, wirkt sehr gepflegt, trägt modische Kleidung, die zweifellos teuer ist.

Er sieht mich an. Augen – unergründlich wie dunkle Seen. Sofort habe ich das Gefühl, ihn seit ewigen Zeiten zu kennen. Mir wird warm. Im Unterleib kribbelt es. Ein Typ, dem ich damals hinterhergelaufen wäre. Wenn ich es gekonnt hätte.

Es ist mühsam, mich aus dem Sessel zu erheben. In meinen Pantoffeln schlurfe ich zum Eingang. Gleich ziehe ich meine schönen, frisch gewienerten Schuhe an, die an der Garderobe warten. Ich spüre, wie Dutzend Augen mich verfolgen. Was wollt ihr? Mein Neffe besucht mich. Mein Neffe, sage ich in Gedanken und trete auf den Gang, schließe die Tür hinter mir, ohne noch mal in den Aufenthaltsraum zu schauen.

Der Mann strahlt mich an und gibt mir die Hand. „Manfred. Guten Abend!“ Eine raue Stimme. Ich vernehme einen süßlichen Duft, sage „Gleisenstein“ und will die Hand am liebsten nicht loslassen. Sie ist warm, kräftig, zärtlich, gibt mir Halt.

„Ich lasse Sie beide dann mal alleine“, sagt Christian. Er schaut auf meine Füße und lächelt. „Denken Sie noch an Ihre Schuhe.“

Als ob ich das nicht selbst wüsste.

„Der Empfang unten weiß Bescheid, seien Sie bitte spätestens um neunzehn Uhr auf Ihrem Zimmer“, sagt Christian und lässt uns tatsächlich allein.

Manfred – ich kenne seinen Nachnamen gar nicht – reicht mir den langen Schuhanzieher, wartet, bis ich in meine Schuhe geschlüpft bin. Als ich zur Jacke greife, meint er: „Sollen wir erst in der Cafeteria unten einen Kaffee trinken und dann etwas im Park spazieren?“

Ich taumle einen Schritt zurück. In der Cafeteria? „Gut. Aber nicht so viel laufen. Mein Bein. Und Sie sind mein Neffe, falls jemand fragt.“

Manfred lächelt. „So machen wir das, Herr Gleisenstein ... oder darf ich Norbert sagen? Und nach dem Kaffee können wir uns draußen auf der Parkbank ganz in Ruhe unterhalten, bevor ...“

Ich drücke den Rücken durch, meine Brust schwillt an. Die Augen füllen sich mit Tränen. „Bevor wir auf mein Zimmer gehen?“

Jetzt beginnt für mich ein neues Leben.

Frank Knollmann

**1967 im Ruhrgebiet, lebt am Niederrhein. Er ist Betriebswirt und Wirtschaftsinformatiker, hat vier Töchter und schreibt gerne Krimis, Science Fiction und Fantasy. Lieblingsthemen: „Opfer, Täter und andere Menschen“. Mehrere Veröffentlichungen in Anthologien, Zeitschriften, Zeitungen und Magazinen.*

Ein angenehmer Zeitgenosse

Es war an einem dieser heißen Tage dieses Sommers und ich fuhr mit der S-Bahn von Essen nach Düsseldorf. In Frohnhausen stieg ein etwa Anfang fünfzig alter Mann mit längeren gewellten Haaren ein, der eine helle Jacke sowie Jeans trug.

Auffällig an dem Mann war eine Einkaufstasche aus Leinen, aus der oben ein Schachbrett herausragte. Wahrscheinlich wollte er mit einem guten Freund eine Partie Schach austragen. Ich war gespannt, wo er aussteigen würde. Ich lenkte nun meine Aufmerksamkeit auf die anderen Fahrgäste im Abteil. Mir fiel dabei eine Frau mit Kopftuch auf, die ihre Lippen mit einem Stift nachzog. Dann hielt der Zug.

An der nächsten Station stiegen einige Leute ein und andere aus. Nach einer Weile hörte ich ein leises, melodisches Pfeifen. Es war die Dr. Schiwago Melodie. Ich sah mich nach dem Verursacher um, konnte jedoch niemand entdecken. Erst als ich zu dem Mann mit Schachbrett sah, der durch einen anderen Reisenden halb verdeckt wurde, bemerkte ich, dass der die Lippen gespitzt hatte.

Zuerst fühlte ich mich genervt, dann aber wirkten die Laute wie Balsam, da sie nicht aufdringlich, weil leise, unaufdringlich waren.

Der Mann fuhr bis Düsseldorf mit und als ich ausstieg, verließ auch er den Zug. Eine Weile musste ich neben ihm herlaufen, bis sich unsere Wege trennten. Er bemerkte von alledem nichts, und ich bedauerte es als er weg war. Manchmal tun auch solche kleine, einfache Dinge im Leben gut. Etwas später hörte ich einem Asiaten zu, der auf dem Bertha von Suttner Platz leise Guantanamera auf einer Gitarre spielte.

Karl Farr

1954 in Leer/ Ostfriesland geboren, Sozialpädagoge, lebt zur Zeit in Essen, schreibt seit 1979 Gedichte und Kurzerzählungen, bisher verschiedene Veröffentlichungen, Lesungen und Fotoausstellungen, die Kurzgeschichtensammlung „Die Sache mit dem Floß“. Seine Geschichte „Wehmütige Weisen“ erschien neulich in der Anthologie „Es hört sich an wie eine Melodie“ im Geest-Verlag in Vechta. Die Beiträge wurden von Menschen mit Behinderungen verfasst.

Selbsterfahrung nach Nierenflucht

Wie meine linke Niere es geschafft hatte, über Nacht unbemerkt auszubüxen, ist mir nach wie vor ein Rätsel. Und hätte sie mir nicht einen dilettantisch verfassten Abschiedsbrief hinterlassen, ich hätte ihr Fehlen am Morgen danach nicht einmal bemerkt. Sie schrieb auf ein Blatt Toilettenpapier ganz lapidar im typisch gekrümmten Nierenstil:

*«Adiö, mein Heimatleib,
tut mir leid, dich verlassen zu müssen. Aber es wurde mir zu langweilig da drin. Immer nur Filtrieren, Filtrieren, Filtrieren! Und Spülen.
Nach zig Jahren bin ich das ewige Ausscheiden leid. Ich will jetzt selber ausscheiden und die Welt sehen, anstatt weiterhin im Dunkeln zu sitzen und irgendwann am Ende mit dir ins Grab sinken. Deine Liebe zu Spargeln hat mir gestern Abend den Rest gegeben; ich kann den Geruch nicht mehr ertragen. Drum musste ich, entschuldige den Ausdruck, mich klammheimlich verpissen. Sorry.
Nicht böse sein! Dexty wird es auch alleine schaffen, dich weiter zu entgiften. Ich will unbedingt die Kläranlagen von Neapel sehen bevor ich vertrockne. Und vielleicht noch einen Stausee mit Wasserkraftwerk bewundern.
Bitte suche nicht nach mir. Wenn du das hier liest, bin ich längst schon über alle Berge. Leb wohl!
Dein Nierle von Linkisch und sein Ureter»*

Erschrocken tastete ich meinen Körper nach irgendwelchen Wundmalen oder narbigen Veränderungen ab, konnte aber nichts finden. Keine Spur von einem Ausbruch aus meinem Inneren. Ich fühlte nur eine gewisse Leere – seitlich hinten in der linken Flanke, sonst nichts. Im Nachhinein fiel mir dann doch noch ein, dass es mit Nierle immer wieder Probleme gab: zweimal hatte ich einen Steinabgang, einmal davon sogar mit Koliken, ja und dann noch eine linksseitige Nierle Beckenentzündung. Aber die lag schon Jahrzehnte zurück. Nichts wirklich Beunruhigendes. Aber trotzdem.

Die offene Frage bleibt, ob und über welche Körperöffnung sich diese mit allen Wassern gewaschene Deserteurin unbemerkt verkrümmeln konnte. Allein schon die Vorstellung, wie sie sich irgendwo durchgezwängt hat, ohne auch nur die geringste Spur des Einnässens hinterlassen zu haben, lässt mich erschauern. Erst recht, wenn ich daran denke, dass ich nicht absoluter Herr über meine eigenen Organe bin. Ich vermute, sie hat mit irgendeinem verräterischen Schließmuskel eine Abmachung getroffen und ihn zur Fluchthilfe mittels völliger Erschlaffung überredet. Dem werde ich noch nachgehen müssen.

Den Blick nach unten gesenkt fragte ich in mich hinein, „Gehören wir alle denn nicht zusammen? Sind wir denn nicht ‘ein Fleisch und Blut’ als lebendige Einheit auf die Welt gekommen? Gemeinsam? Du auch Corinna, mein Herz, und ihr anderen auch: Pulmo, Hepaty, Milzusch, Gaster! Bitte sagt doch was. Was meinst du, mein kleiner Knochen namens Jochen¹? Oder du, der sich verschämt im Schritt duckende Johannes-Löli? Und natürlich meine kleine Dexty, mein alleingelassener Liebling? Möchte jemand etwas zur Flucht von Nierle und ihrem Ureter mitteilen? Es trete bitte vor, wer was zu sagen hat oder sich beschweren möchte..., vielleicht über mangelnde Fürsorge, schlechte Durchblutung oder sonst was.“

¹ Eine kleine Reverenz an den Wiener Kabarettisten Georg Kreisler und sein Lied „Die Wanderniere“

Ich vernahm keine Antwort aus meinem Körper, nur das angedeutete Zucken einer sich zaghaft vorwagenden Schulter. Sonst traute sich keiner, ein Wort an mich zu richten. Daraufhin brach ich die peinvolle Selbstreflexion ab.

Nun gut. Also, war Nierle irgendwo unterwegs, um die Welt zu sehen: eine echte Wanderniere. Ich konnte mir gut vorstellen wie sie den schlaff herunterhängenden Ureter hinter sich herziehend über Stock und Stein dahinhumpelte. Und ich blieb zurück, mit Dexty, der rechten Zwillingschwester der Geflüchteten. Ich hoffte, sie würde auch nicht irgendwelche Anstalten machen, sich zu verabschieden. Sonst bliebe mir nur noch der Gang zur Blutwäsche und das bange Warten auf ein Spenderorgan.

Ich schätze, ich muss mich mehr um das Wohlbefinden meiner Innereien kümmern. Bisher dachte ich, dass ich diesbezüglich mit angemessener Körperpflege, gründlichen Rasuren, ab und zu einem Haarschnitt und regelmäßigen Checkups beim Hausarzt genug getan hätte. Dem war wohl nicht so. Es war hart, aber ich musste mich damit abfinden, dass meine anspruchsvollen Bestandteile nicht einfach so im Stillen ihren Dienst taten, und sich sonst bescheiden im Hintergrund hielten.

Bisher habe ich aus meinem tiefsten Inneren noch keine ernsthaften Klagen vernommen. Oder war ich nur zu unaufmerksam? OK, mein Magen knurrt manchmal zur Mittagsstunde wie ein ungeduldiges Raubtier vor der Fütterung. Aber ich habe schon vor langer Zeit mit ihm Frieden geschlossen. Zumindest seitdem ich meine Mahlzeiten regelmäßig einnehme und ihn regelmäßig mit Pralinen verwöhne. Zugegeben, manchmal rumort es auch in meiner Brust ein wenig. Gelegentlich giemt der gute, alte Pulmo. Dies vor allem in seinem tendenziell aufrührerischen linken Flügel, während der rechte eher zu reaktionären Äußerungen in der Art eines theatralischen Katarrhs neigt. Aber das ist eher nur saisonal von Belang. Bedenklicher war es, wenn ich mich recht besinne, als Corinna unversehens anklopfte und in ein kurzfristiges Herzrasen verfiel. Und warum? Das war als ich mich gerade in einer emotionalen Stresssituation befand: Mein sorgfältig geschmiertes Butterbrot mit feinstem Trüffelkäse war mir aus der Hand gefallen, während sich die Speicheldrüsen bereits anschickten, genügend Schmierstoff für den erwarteten Leckerbissen bereitzustellen. Da musste ich mehrmals leer schlucken. Erwartungsgemäß blieb es nicht nur dabei. Mein bis dahin in stiller Selbstzufriedenheit in sich ruhender Magen konnte nach diesem Unglück ein kurzes Knurren nicht unterlassen – obwohl es mitten im Vormittag war. Aber schlussendlich konnte ich den inneren Aufruhr unterdrücken, und die Betroffenen, meine erwartungsvollen Sinnes- und Verdauungsorgane, gerade noch besänftigen. Natürlich nur gegen eine angemessene Entschädigung in Form einer neuen Portion feinsten Trüffelkäses auf frischem Weißbrot. Ein Glück, dass ich noch etwas davon übrig hatte. Sonst hätte möglicherweise ein innerer Aufstand ausbrechen können, vielleicht sogar eine heftige Autoimmunerkrankung.

Nach diesen Ereignissen sah ich ein, dass ich mehr tun musste, um den inneren Frieden zu erhalten. Drum berief ich eine außerordentliche Vollversammlung sämtlicher Körperteile beider Kammern ein, namentlich der ausführenden als auch der passiven Organe. Ferner lud ich alle Gliedmaßen, Drüsen, Nerven, Gefäße zur Palaverstunde ein. Und mit einer besonders höflichen Einladung auch die liebe Dexty. Als Ort der Veranstaltung wählte ich das Speisezimmer, denn ich wollte die Teilnehmer mit einem wohllassortierten kalten Büffet und einer reichhaltigen Auswahl von Getränken verwöhnen. Schließlich ging es um unser künftiges Zusammenleben, dem sogenannten „modus vivendi“.

Wie zu erwarten war, hat das Nervensystem (unter Führung der Großhirnrinde und mit aktiver Unterstützung der ihr widerspruchslos hörigen Sinnesorgane) sich gegen Spirituosen ausgesprochen, deren Zuspruch auf die Zeit nach Abschluss der Beratungen verschoben

wurde; das stets skeptische Zerebrum fürchtet die betäubende Wirkung des Alkohols mehr noch als den Sauerstoffmangel. Einige hier nicht wiederzugebende, mit schmutzigen Ausdrücken vorgetragene Einwände seitens der Geschlechtsorgane, wegen dem Speisezimmer anstatt dem Schlafgemach, konnte ich, mit der übergeordneten Wichtigkeit der Tagesordnungspunkte, sanft aber bestimmt zurückweisen. Als Kompromisslösung wurde für die Woche danach ein Ausflug in ein einschlägig bekanntes Nachtlokal vereinbart, womit sich die unhöflichen Gonaden zunächst mal zufriedengaben.

Am Tag der festgesetzten Besprechungen gingen die Verhandlungen fast reibungslos über die Bühne. Dies nicht zuletzt wegen der ausgesprochen willkommenen Verköstigung, die ich den Delegierten aufgetischt hatte. Die Mehrheitsfraktion der Gastrointestinalorgane unter der Leitung von Colonel Sigmund, der tonangebenden Dickdarmschlinge, zeigte sich sehr kooperationswillig, und nach kurzem Rumoren des oft schlecht gelaunten Rektums fand mein Antrag auf friedliche Beilegung von interorganischen Konflikten den notwendigen Zuspruch. Dies führte bei der spontan angesetzten Abstimmungsrunde und noch vor den Käsehäppchen zu einer Zweidrittelmehrheit der zustimmenden Voten. Einige Punkte der Tagesordnung, wie besserer Lesestoff für die Augen, etwas leiser abgespielte Jazzmusik gemäß dem Eilantrag der beiden Mittelohren, und ein neues, dezenteres Aftershave für die sehr delikaten Ansprüche der Riechkolben, konnte ich geradezu widerspruchlos durchwinken. Nur das Großhirn hatte etwas gegen die Beschlüsse für häufigere Pflege der Finger- und Zehennägel einzuwenden, denn das würde uns angeblich von anspruchsvoller, geistiger Tätigkeit abhalten. Die Vertreter der glatten und gestreiften Muskulatur konnten sich daraufhin ein Lachen nicht verkneifen und trieben etwas Schabernack mit dem Ober- und dem Unterkiefer.

Nach der Sitzungspause vor dem Fernseher ging es dann weiter. Die traditionell zurückhaltend phlegmatische Lunge konnte auf die Einwände des Großhirns nur pfeifen. Sie piff darauf sogar aus beiden Flügeln, dabei eine Harmonie vortäuschend, die zwischen den Beiden sonst nicht allzu häufig vorkommt (außer wenn es gegen Nervengewebe geht). Ich konnte jedenfalls das Zerebrum dahingehend beruhigen, dass die neue Podologin im Einkaufszentrum sehr belesen sei und ihren Dostojewski fast schon auswendig kennen würde. Beide Füße begrüßten die vorgesehene Behandlung und meinten, es gäbe da noch jede Menge Hornhaut zu entfernen. Währenddessen hätte unser Zerebrum genügend Zeit, sich mit schwerverdaulicher Literatur auseinanderzusetzen. Auf das Stichwort „schwerverdaulich“ reagierte der ansonsten still verharrende Magen mit einem kurzen, verhaltenen Knurren, beruhigte sich aber auf einen Schluck Aquavit rasch wieder. Das kleine Zerebellum pflichtete mir indessen bei, was allerdings nicht viel bedeutet, denn sie ist bestens bekannt für ihre unkritische und hochgradig opportunistische Haltung. Mir sollte das nur recht sein.

Nachdem wir auf mehrmaliges Drängen der wegen eitler Oberflächlichkeit zurecht gescholtenen Cutis, eine fettfreie Feuchtigkeitscreme bewilligt hatten, waren alle Ansprüche befriedigt und die Versammlung löste sich in eitler Wonne und Selbstzufriedenheit auf. Selbstverständlich unter regem Zuspruch an der Getränkebar. Dass dabei Dexty ein kleines, schnippisches Augenzwinkern aus ihrer Hohlvene erkennen ließ, bestärkte mein neu erworbenes Vertrauen, nunmehr endlich wieder meiner selbst sicher zu sein.

Peter Biro

Jahrgang 1956, ist Professor für Anästhesiologie, Kulturkenner und weitgereister Weltbürger. Der Narkosearzt und Dozent am Zürcher Universitätsspital blickt auf ein breites Spektrum medizinischer Fachbeiträge, schreibt Glossen für Online-Magazine und spricht fünf Sprachen fließend – wenn er einmal zu Wort kommt. Im Job hat er überwiegend nicht-kommunikative

Bewusstlose um sich. Deshalb kompensiert er nach Feierabend das große Schweigen mit dem Verfassen unterhaltsamer Parodien und anderer kurzer Textformen. Bisher unveröffentlichte belletristische Werke sind «Alles ausser Rand und Band (50+ krude Kurzgeschichten für nervenstarke Leser», die Parodiensammlung «Der Tarator – Eine Gurkensuppe auf literarischen Abwegen», «Reiseberichte aus Absurdistan» (satirische, fiktive Reiseberichte) und einen autobiographischen Roman mit dem Arbeitstitel «Die Kunst des Chamäleonismus», der im Frühjahr 2022 erscheinen soll.

Mondbild

Der Mond hängt im Baum,
Lichter im schwarzen Wasser.
Kein Laut stört das Bild.

Edda Gutsche

Frühlingsbeginn

Endlich, die Erde atmet wieder
und dunstet ihren Mageninhalt aus.
Ein faulig-süßer Duft von Halbverdaulichem
steht auf den Feldern wie ein unsichtbares Haus.

Durch ihre Furchen rinnt der Schweiß als Gülle,
waschlaugentrübe, schadstoffkrank,
in Richtung See, damit die Artenfülle
der Fische abnimmt wie der Wasserstand.

Das bisschen Gift im Blut ist noch nicht chronisch.
Der Konsummüll wird illegal verscharrt,
und aus der Smogglocke lächelt ironisch
die Sonne und brät hoffnungsvolle Saat.

Edda Gutsche

ist freischaffende Autorin und Publizistin und widmet sich der sogenannten kleinen Form. Sie hat diverse Kurzgeschichten und Gedichte in Anthologien und Literaturzeitschriften veröffentlicht. 1999 erschien ihr Prosaband „Geißblattgeflüster“. Als Sachbuchautorin hat sie mehrere Bücher und Artikel zu kulturhistorischen und landeskundlichen Themen publiziert.

Der Träumende

Gesegnet ist der Mensch wenn er träumt,
das Haupt in samtenem Schlaf gebettet:
Flussabwärts auf schwankendem Kahn,
ein Reisender unter den Sternen.

Trauriges Erwachen: Heute ist alles Welt,
der Mensch ist ein Bettler vor verschlossenen
Toren. Tot sind seine Monde
und seine Regenbogen sind aus Stahlbeton.

Leise erhebt sich ein steinernes Antlitz
über die Stadt, und Kinder in den Gassen
tasten im Blau nach Zeichen.

Ein silberner Schlüssel im Schlaf
öffnet des Geistes ebenholzene Tore:
Dahinter liegen Paradies und Ewigkeit.

Frank Dietrich

lebt und arbeitet in Düsseldorf als Dozent und Privatlehrer. Studierte Anglistik und Amerikanistik in London (UK) und Düsseldorf, mit einer Masterarbeit über das amerikanische Haiku. Schreibt überwiegend Lyrik, besonders japanische Formen wie das Haiku und Tanka. Zahlreiche Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien.

Mär

Prolog

Märchenhaft träumte ich, sodass die Mär schön klingt.
Wieder belebt sind doch die Magd, und Oma, Wolf.
Erwachsen jedoch ist das Madel, Oma träumt,
immer wie Wolf, der als Geniegeist ewig wird.

Märe senso strocto

Wolf ward einst Freund von ihr – die Oma zähmte ihn.
Er kann verweilen bei dem Omahaus voll Herz.
Enkelin will beide besuchen trotz des Winds
immerfort wehend und machend, dass es regnet.

Die Rotkappe trifft einen alten Fuchs im Hag.
Das Tier erzählt ihr von dem Tod seiner Füchsin,
die dieser Wolf einfach gefressen haben mag.
Der Fuchs warnt vor Boshaftigkeit von all Wölfen.

Bei Omahütte bei Fuß liegt der graue Wolf,
als ob er eben Hund oder Katze wäre.
Die Greisin stellt ihn freundlich vor als wahrster Freund.
Es gibt nur Trost, Glück, Mut sowie kein Geflenne.

Die Rotkappe informiert den Wolf von dem Fuchs.
Dessen Weibchen roh gefressen worden sein kann.
Der Wolf entgegnet – das war des Fuchs Lug und Trug.
Die Füchsin kam ums Leben wegen Kältezeit.

Die Oma beginnt den Wolf zärtlich zu loben.
Er ist ein echter Weiser wie Mond Gelehrter.
Man spricht mit ihm von fröhlichen Ethik-Kräften.
Der Wolf ist echter Ovidgeschichte nicht fern.

Der Wolf führt die junge Frau in einen Keller,
wo ein philosophischer Stein aufbewahrt wird.
Der Wolf öffnet ein magisches Buch von jeher.
So triumphierend hold klingt das Philosophie-Lied.

Hernach geht eine Dichtungsstunde vonstatten.
Holdselige Gedichte werden geschrieben.
Wolf schreibt Hymnen, Greisin ergötzt sich an Oden.
Die junge Frau will Meisterelegien schaffen.

Kurz vorm Mittagessen erzählt der Wolf von Traum.
Er will einfach mit Saatkrähen mondwärts fliegen
und besuchen ihre besinnliche Heimat.
Er will eine Ewigkeit auf Erden spüren.

Dann gehen alle in den dunklen Wald hinein.
Die Oma bräuchte Wacholderbeeren zum Sud.
Alter Wolf zeigt einen druidischen Altar.
Er war in Jugend ein Druide mit Frohmut.

Epilog

Trotz freundlicher Menschwerdung des wildesten Wolfs.
Erwacht doch wieder seine tierische Natur.
Der Wolf wird ein Verehrer eines Hirnfraßes.
Er frisst die Oma und die Enkelin im Nu.

Pawel Markiewicz,

wurde 1983 in Siemiatycze (Ostpolen) geboren. Er ist Jurist und Germanist, der die Lyrik aus Leidenschaft schafft. Er schrieb sehr viele Gedichte, die in deutsche Lyrikanthologien aufgenommen wurden. Er bedient sich der Sprachen: Deutsch, Englisch sowie Polnisch in seiner zauberhaften Dichtkunst voller Musenschimmer. Mit seinem Gedicht „Sehnsucht“ gewann er vergangenen August (2019) den 2. Platz bei dem Literaturwettbewerb „Ybbser Schreibfeder“. Pawel Markiewicz gehört zu den höchsten Ausgezeichneten des Internationalen Haikuwettbewerbs in Japan: Soka Matsubara International Haiku Competition <http://www.city.soka.saitama.jp/cont/s1410/010/010/020/PAGE0000000000000063329.html> Im April 2021 werden einige seiner Gedichte beim Radio Tide gelesen: <https://kirwaldhamburg.de/gedicht-der-woche-im-april-seemannsgedichte/>

Inspiration

Feuer, das keiner kennt.
Flamme,
die in mir
brennt.
Kraft,
die wie Flügel
mich trägt,
tief mir im
Herzen sich regt.
Woge springt
vor und zurück,
in und aus mir
– größtes Glück!

09.05.2015

Esther (Susanna) Bystrek

Ich wurde hier in Pirmasens geboren, im Oktober 1967, wo ich immer noch lebe.

Zu schreiben habe ich Anfang der 90er begonnen; zunächst nur Gedichte, später auch Prosa – hauptsächlich Kurzgeschichten. Eine Weile später folgten die ersten Veröffentlichungen.

Eine Reihe von Gedichten fanden ihren Weg in Anthologien und Literaturzeitschriften, so auch ins „Veilchen“. Die Kurzgeschichten, fast ausschließlich im Bereich Phantastik angesiedelt, wurden vor allem in Fanzines abgedruckt. Bereits 1996 habe ich mit einer Kurzgeschichte den zweiten Preis bei der „Braunschweiger Schelmin“ errungen. Eines meiner Gedichte wurde 2003 in die Anthologie zum Wettbewerb „Augsburger Friedenssamen“ aufgenommen. Ende 2019 habe ich beim „1. Mehlemer Pfiff“ einen „Sonderpreis als Mundartgedicht“ für mein Gedicht „Schoi unn Soi“ gewonnen, das auch im Oktober 2020 im Veilchen erschien.

Neben dem Schreiben sind Lesen und Malen / Zeichnen meine größten Interessen. Dabei ist Lesen meine ganze Leidenschaft, Sprache (also auch das Schreiben) meine große Liebe, und Malen – mein Vergnügen.



Vergangene Zeit

Was zurückzuholen wäre,
unbegreiflich,
vergangene Zeit,
weggefegt
im Windkanal der Erinnerung.

Blühende Tage,
einst – jetzt moosbewachsen,
die Augen – wie Spiegel,
Gedanken – wie Nebelwände,
verlieren sich im Rückbesinnen

Träume,
bewegte Bilder – wie Schatten
zerfließen einsam im Dunkel.
Vergangene Zeit,
stille Träume – wie Seerosen
im Teich der Vergangenheit

Gert W. Knop, Pseudonym: André Steinbach

Jahrgang 1943. Graphikstudium an der Freien Akademie und Werkkunstschule Mannheim. Lehrer für Lithographie, Holz- und Linolschnitt an der „Universidad del Norte“, Antofagasta, Chile. Studium der tropischen Agrarwirtschaft in Deutschland und Schottland (University of Edinburgh). Michotouchkine-Preis für Graphik 1992 und PITCO-Preis für Graphik 1993 in Port Vila, Vanuatu. Graphiken im neorealistischen Stil. Längere Arbeitsaufenthalte in Israel, Sri Lanka, Papua Neuguinea, Vanuatu und Chile. Schreibt Lyrik, Kurzgeschichten, Essays und Dramen auf Deutsch, Englisch und Spanisch.

Rezension: „Die Kunst der Bestimmung“ von Christine Wunnicke

„Wer bin ich?“, fragt sich Lucius, der junge Earl of Fearnell. Unzählige Verkleidungen probiert er aus: den schusseligen, doch explosiven Chemiker, den stotternden Postboten, den Bauern mit dem Picknickkorb, die jungfräuliche Prostituierte, den strenggläubigen spanischen Katholiken. Da begegnet er Professor Dr. Simon Chysander, der alle Pflanzen, Tiere und Menschen bestimmen und in seine Spirale der Evolution einordnen kann, die die verborgene Ordnung der Welt abbildet. Jedenfalls erhebt er diesen Anspruch. Ganz in deren Zentrum steht die Chrysandria, ein genügsames Moos aus dem hohen Norden Lapplands, das ohne geschlechtliche Liebe lebt und sich nicht fortpflanzt. Er hat es entdeckt und nach sich selbst benannt. Wenn ihn etwas verstört, betrachtet er die sterile Chrysandria oder seziiert Tiere.

„Bestimme mich“, bittet der als rothaariges Mädchen vom Lande verkleidete Lucius den Biologen. Doch so weit kommt es nicht, sie werden jäh unterbrochen. „Ordnung ist schön“, sagt der Earl. „Das erstaunt mich. Das ist wie Friede. Ordnet Ihr alles? Auch Menschen?“ Eine Zeitlang verfolgt der Earl den angewiderten Chysander penetrant. Chysander war nach London gerufen worden, um das Chaos im Museum der Royal Society zu ordnen, doch der Earl beansprucht ihn ganz für sich selbst.

„Sie gestatten mir sicherlich eine bescheidene Frage“, sagt Kollege Aubrey. „Diese Spezies, die Sie eben so tüchtig auszuschelten beliebten – Earls, Grafen, Herzöge, solche Kreaturen ... Sagen Sie, Herr Kollege: Jene empfindliche Gattung trifft man in Schweden nicht?“

„Selbstverständlich!“, zischt Chysander.

„So werden Sie wohl wissen, wie man derlei Bestien am gescheitesten traktiert, ohne dass einem ein Nachteil daraus erwächst...“

Aubrey erklärt ihm auch: „Es lohnt nicht, Mylord am Zopf zu ziehen, morgen trägt er wieder Perücke und kennt Sie nicht mehr.“

Die Aufdringlichkeit des Earls steigert sich immer mehr. So bricht er mit einer Axt bewaffnet in Chrysanders Wohnung ein, findet dort jedoch nicht die erwartete Ordnung. Das frigide Moos aus Lappland verrät den Biologen und trägt in London plötzlich Samen.

Die Situation eskaliert so spektakulär, dass die Polizei eingreifen muss. Die beiden Hassliebenden duellieren sich im Park, und der überlegene Lucius springt in Chrysanders Klinge. Daraufhin wird Lucius Chrysanders Patient, der von ihm alles neu erlernen muss: Atmen, Sprechen, Gehen. „Er füllte beharrlich das Buch namens Lucy und bannte die Wirrnis in Schrift.“ „Chrysander, befangen in einem alten Traum, geriet das Zettelschreiben fast zur Marotte. Die ganze Welt mit Tafeln bestücken, wie die Dinge zu verstehen sind...“ Die neue Ordnung in seinem Leben tut Lucius gut, aber dann tritt der Geist seines verstorbenen Vaters zwischen sie. Außerdem spürt er, dass der Biologe ihn nicht auf die Weise liebt wie er es braucht. Doch was ist Liebe? Jede und jeder antwortet ihm etwas anderes darauf.

Der Arzt verfolgt Lucy wie ein Wahnsinniger und schreit: „Ich will dich wieder, und wenn ich dich jage bis zum Ende der Welt!“ Also flieht Lucius ans Ende der Welt, über den Polarkreis hinaus. Chrysander folgt ihm, gibt sein Moos auf, begreift, dass es nur dann der Ursprung der Schöpfung sein kann, indem es fruchtbar ist. Doch er bestimmt Lucius falsch. Indem er es tut, begreift Lucius erst, wer er tatsächlich ist und dass er sich von seiner Duellverletzung nicht mehr erholen wird.

Trotz aller Bemühungen ihres guten Geistes Kauppi, sie zur rechten Zeit zu trennen oder zusammen zu bringen, geht die Geschichte schief. Die beiden suchen nicht dasselbe. Chrysander kennt eben doch nicht die verborgene Ordnung der Welt und schon gar nicht stellt er sie her.

Dieser sprachlich dichte Roman zeichnet die Wandlung und den Erkenntnisprozess zweier sehr unterschiedlicher Persönlichkeiten innerhalb eines Lebensjahres, in dem sie sich psychisch und physisch aneinander reiben. Beide bleiben vernichtet zurück, doch der Leser zieht hoffentlich Gewinn aus diesem schmerzhaften Drama. Unter anderem lohnt es sich, die Liebesszene gegen Ende mehrfach zu lesen.

Ein bisschen sind wir wohl alle Lucius-Lucy sowohl Krieger als auch Geliebte, Wissenschaftler und Schauspieler, Jäger und Gejagte. Und erst dann, wenn wir falsch klassifiziert werden, spüren wir, wer wir sind oder sein wollen.

Christine Wunnicke: Die Kunst der Bestimmung

Albino Verlag, 1. Auflage, 2021

Gebundenes Buch, 281 Seiten,

ISBN 978-3-86300-309-8

Rezensioniert durch Andrea Herrmann

Rezension: „Der Duft der Zuckerpflanze“ von Jörg Petersen

Kurzweilige Unterhaltung bietet uns Jörg Petersen mit seinen zwölf „fiesen Geschichten“. Zyklopen, Mutanten, sprechende Hühner und Gorillas, ein Käfer, der sich als Reinkarnation von Franz Kafka ausgibt, Gruftis mit Kettensägen, ein musikalisches Brathuhn oder mörderische Gartenzwerge tummeln sich in den Kurzgeschichten. Jede Handlung spielt in einer anderen Welt, manche virtuell, andere futuristisch, andere könnten in der Wohnung nebenan passieren. Als Leser wird man in einen Bandenkrieg hineingezogen, aber auch in einen Nachbarschaftsstreit um laute Klaviermusik, erlebt die Zeit nach dem postnuklearen Winter 2034, erwischt ein Überraschungsbrötchen mit Froschschenkeln und sieht Hitlers Schädel ins Weltall verschwinden. Manchmal weiß man dann auch nicht mehr: Was ist real und was nicht? Zimperlich darf man beim Lesen allerdings nicht sein, denn es spritzt viel Blut. Mir hat das Lesen Spaß gemacht, und ich musste oft schmunzeln. Die handelnden Personen und andere Wesen sind lebendig beschrieben, außer das Brathuhn natürlich, die Stimmung farbig und anschaulich, egal ob Einkaufszentrum, Wohnzimmer oder Flugeinlage.

Jörg Petersen: Der Duft der Zuckerpflanze – und andere fiese Geschichten
Emmerich Books & Media, 2021
E-Book, 131 Seiten

Rezensiert durch Andrea Herrmann

Wettbewerbe

Datum	19.04.2021	20.04.2021	30.04.2021
Name	Der Meefisch	Zuflucht zum Meer	Traumkubik Gänsehaut-Schreibwettbewerb 2021
Genre	Bilderbuch, Erstleser, Kinderbuch für Kinder zwischen drei und fünf Jahren (unveröffentlicht)	Lyrik (unveröffentlicht)	Horror, Krimi, Thriller, Science-Fiction, Fantasy, historischer Roman oder Jugendbuch
Thema		Zuflucht zum Meer	
Umfang	Drei Illustrationen	Ein oder zwei Gedichte	40.000-100.000 Wörter; nur 1 Beitrag pro Autor/in
Form	Vorgaben siehe www.der-meefisch.de	Anonymisiert mit Kennwort, in deutscher Sprache, maschinen- bzw. computerschriftlich, in 4-facher Ausführung; Beiblatt mit Kennwort, Postanschrift, Telefonnummer, E-Mail, Kurzvita	Klarname, ggf. Pseudonym, Adresse, Telefonnummer, E-Mail in Kopfzeile des Manuskripts; Autorenvita, Exposé, Leseprobe der ersten 30-40 Seiten (keine ganzen Manuskripte) sowie die AGB als Nachweis der Kenntnisnahme (Download auf Homepage des Verlags); docx, odt oder pdf
Preis	2.000 €	Veröffentlichung in Anthologie und auf Webseite	Veröffentlichung der besten drei und Tantiemen
Teilnehmer	Bilderbuch-Illustrator/innen	über 18 Jahre	
Veranstalter	Stadt Marktheidenfeld und S. Fischer Verlag Frankfurt am Main	Ulrich Grasnick	Verlag Traum ³
einsenden an	Teilnahmeformular unter www.der-meefisch.de	Merkwort Ulrich-Grasnick-Lyrikpreis 2021 an: Frau Almut Armélin, Markgrafenstraße 40, D-10117 Berlin	Matthias.Rieger(at)gmx.net Oder Traum3(at)gmx.biz
nähere Informationen	www.der-meefisch.de	https://ulrich-grasnick.de/	www.traum3.de/wettbewerb/

Datum	30.04.2021	15.05.2021	31.05.2021
Name	Lyrikwettbewerb 2021	Lenz-Ausschreibung 2021	Klamme Kasse / Krasse Kohle
Genre	surreale Gedichte, andere moderne Lyrikformen, gereimte Beiträge		Lyrik, Prosa
Thema	Frei wählbar: Liebe, Landschaften, Kunst, Satire, Politik, Zukunftsfragen; Spezialthema: „Unser tschechischer Nachbar“	Altertum	Zwei Themen: Thema 1: „Klamme Kasse: Wenn am Ende des Geldes noch zu viel Monat bleibt“, Thema 2: „Krasse Kohle: Geld regiert die Welt? her mit den Brillis!“
Umfang	maximal 20 Gedichte	nur 1 Gedicht pro Autor; 12 Zeilen: 3 Strophen à 4 Zeilen	Max. 1 Text mit max. 10.000 Zeichen bzw. 3 Gedichte pro Thema und Autor/in
Form	literarische Qualität; deutschsprachig, auch aus dem Ausland; Name, Adresse, E-Mail-Adresse; Name bei jedem Gedichttitel	Muss sich reimen; Worddatei mit Name: MaxMustermann_Gedichttitel.doc; auch eine Kurze Vita als Txt-Datei	Text mit Name, Anschrift, Kurzbiographie, Bibliographie, E-Mail, Webseite
Preis	10 Bücher und Sachpreise, Veröffentlichung	Veröffentlichung der besten 10 als Ausgabe 1	
Teilnehmer			
Veranstalter	Literaturpodium	Platos Harfe – Literaturmagazin	www.zugetextet.com Feuilleton für Poesie-Sprache-Streit-Kultur
einsenden an	gedichte"at"literaturpodium.de	pawelek"at"mail.ch	redaktion.blogmag(at)zugetextet.com
nähere Informationen	www.literaturpodium.de/	pawelek"at"mail.ch https://pawelek3.wixsite.com/platosharfe/ausschreibung-2021	https://www.zugetextet.com/?p=6896

Datum	15.06.2021	30.06.2021	30.06.2021
Name	Märchen: Nixen, Meerjungfrauen und Sirenen	Essaywettbewerb 2021	Erika Dannerber Preis für Essayistik
Genre		Essay (unveröffentlicht)	Essay, Abhandlung
Thema	Nixen, Meerjungfrauen und Sirenen	Daten im Jahr 2030: Ein Blick in die Zukunft	Solidarität heute!
Umfang	Max. 2 Texte;	1.500-3.000 Wörter; nur 1 Beitrag pro Autor/in	
Form	Word-Datei; Text mit Name und Adresse	pdf, docx oder doc	Format Word.doc, Angabe des Namens
Preis	Veröffentlichung, ein Freixemplar, 25% Autorenrabatt	Online-Veröffentlichung der ersten zehn, 1. Preis 200€, 2. Preis 50€	1. Preis: 1.500 €, 2. Preis: 1.000 €, 3. Preis: 500 €; Vortrag bei Symposium, Veröffentlichung
Teilnehmer		primär Studierende und Young Professionals, aber kein Ausschlusskriterium	Über 18 Jahre
Veranstalter	Sperling-Verlag	Dr. Kilian Semmelmann	AG Literatur
einsenden an	sperling-verlag"at"freenet.de Betreff "Nixen"	Formular: https://datadrivencompany.de/essaywettbewerb-2021/#Beitrag_einreichen	AG Literatur, Kennwort: Erika Danneberg Preis, editionas"at"gmx.at
nähere Informationen	www.sperlingverlag.de/ausschreibungen/ausschreibung-m%C3%A4rchen-2018/	https://datadrivencompany.de/essaywettbewerb-2021/ https://datadrivencompany.de/contact/	editionas"at"gmx.at www.ag-offene-literatur.net/sites/ausschreibungen/ausschreibung_danneberg_essaypreis.pdf

Datum	31.07.2021	15.08.2021	29.08.2021
Name	Erstkontakt	Euronatur-Wettbewerb	Literaturrätsel
Genre	Kurzgeschichte (unveröffentlicht)	Werke aller lyrischen Gattungen sowie Kurzgeschichten und Essay	
Thema	Außerirdische	Europas Natur in der Zukunft	Gesucht wird eine russische Schriftstellerin
Umfang	10.000-40.000 Zeichen (inkl. Leerzeichen); nur eine Geschichte pro Autor/in	1 Text mit max. 5.000 Zeichen inkl. Leerzeichen	Der Vorname hat acht Buchstaben und der Nachname ebenfalls acht.
Form	Schriftgröße 12pt, Schriftart Times New Roman, linksbündig, kursiv zur Betonung, keine Silben-trennung; nur doc, docx, odt; mit Name, Adresse und E-Mail auf Manuskript; Dateiname: Nachname. Geschichtentitel. Erstkontakt; separat Vita + Bibliographie mit Titel der Einreichung		Als Hilfestellung ist jeder Buchstabe mit einem Rätsel verbunden (siehe Webseite); Name und Adresse angeben
Preis	Veröffentlichung in Anthologie, Autorenvertrag, kostenloses Freixemplar, Autorenrabatt von 25%	Veröffentlichung der drei besten Beiträge online, der Siegertext im EuroNatur-Magazin (Ausgabe 1/22)	Vier Bücher
Teilnehmer			
Veranstalter	Eridanus Verlag	EuroNatur-Magazin	Literaturpodium
einsenden an	erstkontakt.eridanus"at" christophgrimm.com	schreibwettbewerb "at" euronatur.org	wettbewerb"at" literaturpodium.de
nähere Informationen	https://eridanusverlag.de/ausschreibungen.html	www.euronatur.org/unsere-themen/schreibwettbewerb/	www.literaturpodium.de/allgemein/literaturraetsel.htm

Datum	30.09.2021	31.10.2021	02.11.2021
Name	Geisterhäuser und andere verlassene Gebäude	Aokigahara – Wald der Selbstmörder	Die Farbe Grün
Genre	Mystery-Kurzgeschichten und dunkle Phantastik (unveröffentlicht)	Horrorgeschichte (unveröff.)	Erzählungen und Gedichte
Thema	Geisterhäuser und andere verlassene Gebäude	In einem Wald in Japan am Nordhang des Fuji begehen sehr viele Menschen Selbstmord. Warum?	Die Farbe Grün
Umfang	25.000-100.000 inkl. Leerzeichen	Max. 25.000 Zeichen (inklusive Leerzeichen); bis zwei Geschichten pro Autor/in	maximal 15 Gedichte, Prosa bis 20 Seiten
Form	.docx, .doc, .rtf, .odt	.doc/.docx (MS Word) oder .rtf (Rich Text Format); Kurzbiografie, Kontaktdaten (Realname, Anschrift, Telefonnummer und E-Mail)	Beiträge mit Name und Adresse
Preis	Veröffentlichung in Anthologie und Freixemplar	Veröffentlichung in Anthologie, Freixemplar, 30% Autorenrabatt	mehrere Buch- und Sachpreise
Teilnehmer			
Veranstalter	Verlag der Schatten	Verlag Torsten Low	Literaturpodium
einsenden an	shadodex"at"verlag-der-schatten.de	ausschreibung"at"sarina-wood.de	gedichte"at"literaturpodium.de
nähere Informationen	www.verlag-der-schatten.de/ausschreibungen.htm	www.verlag-torsten-low.com/de/info/Aktuelle-Ausschreibungen.html www.facebook.com/groups/anthologieaokigahara/	www.literaturpodium.de/